Bayerische Staatsbibliothek München
Mus. th. 2434

Arabesken

für

Musikfreunde,

von

Gustav Nicolai,

(Verfasser »Italiens, wie es wirklich ist.« der »Geweihten oder des Kantors aus Fichtenhagen,« des »Jeremias« u. a.)

Erster Theil.

Leipzig,
Otto Wigand's Verlags-Expedition.
1835.

C. 267

Bayerische Staatsbibliothek München

Arabesken

für

Musikfreunde,

von

Gustav Nicolai,

(Verfasser »Italiens, wie es wirklich ist,« der »Geweihten oder des Kantors aus Fichtenhagen,« des »Jeremias« u. a.)

Erster Theil.

Leipzig,

Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1835.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Autorleiden.

Als ich vor einigen Jahren mit meinem ersten größeren, schriftstellerischen Versuche, dem musikalischen Roman „die Geweihten, oder der Kantor zu Fichtenhagen“ aufzutreten beabsichtigte, war ich zweifelhaft, ob ich mich auf dem Titelblatte des Buches nennen sollte, oder nicht. Der Name Nicolai war in der literarischen Welt schon lange bekannt; Friedrich Nicolai hatte sich um die Wissenschaft, Heinrich von Nicolay um die komische Dichtkunst verdient gemacht. In neuerer Zeit suchte ein Herr Karl Nicolai durch die Erzeugnisse seiner Feder bemerkbar zu werden, die Bassesche Buchhandlung sandte zahllose Romane dieses Schriftstellers in die Welt. Oft schon hatte man mir die unverdiente Ehre erzeigt, mich für den Verfasser derselben zu halten. Mußte

nun nicht, als ich mit meinen Geweihten auftrat, die Furcht in mir entstehn, daß man umgekehrt, dies Werk meinem Namensvetter beilegen und es der Menge seiner Romane einverleiben würde? Ein Jeder hat sein Eigenthum lieb, mag es auch noch so unbedeutend sein. Fast wäre ich daher anonym oder pseudonym aufgetreten. Die Verschiedenheit unserer Vornamen konnte mir nur geringen Trost gewähren, da die Menge auf Vornamen nicht leicht zu achten pflegt. Endlich entschloß ich mich indessen doch, meinen Versuch auf gut Glück unter meinem Namen in die Welt zu schicken. Vielleicht wird man dachte ich, dich von deinem Namensvetter unterscheiden lernen.

Mehrere Wochen waren nach dem Erscheinen des Buches vergangen, als sich eines Morgens, wo ich an meinem Studiertische saß, ein Herr Nicolai bei mir anmelden ließ, und gleich darauf ein mir völlig unbekannter junger Mann eintrat.

Was verschafft mir, fragte ich verbindlich, die Ehre Ihres Besuchs?

„Ich heiße August Nicolai," antwortete der junge Mann; „ich habe ein Trauerspiel geschrieben, und wünschte es im Wege der Pränumeration herauszugeben."

Wie heißen Sie mit Vornamen? fragte ich bestürzt.

August und Sie heißen ja Gustav! war die Antwort. Mein Trauerspiel aber heißt „der schwarze Peter" und ich wollte Sie um Ihren gütigen Beitritt ersuchen.

Lieber Himmel, dachte ich bei mir, jetzt wird Jedermann auch noch den schwarzen Peter auf deine Rechnung bringen! August und Gustav sind ja fast ganz gleichlautende Vornamen.

Dennoch bezwang ich mich, unterzeichnete und zahlte.

Nach einiger Zeit erhielt ich das Trauerspiel „der schwarze Peter" zugesandt. Lieber Leser ich betheure hierdurch öffentlich, es ist nicht von mir.

Nach Durchlesung desselben faßte ich zuerst den Entschluß, nie wieder eine Sylbe unter meinem

Namen erscheinen zu lassen, sondern fortan pseudonym zu schreiben; dann aber fiel mir wieder ein, daß wenn der Verfasser des schwarzen Peters zu schreiben fortführe, jedes seiner spätern Erzeugnisse für mein Machwerk gehalten werden würde. Theurer Leser, ich war recht betrübt.

Allein Herr August Nicolai schrieb nichts weiter, und so wagte ich mich denn, als ich den schwarzen Peter für vergessen hielt, wieder hervor, und ließ ein zweites Werkchen musikalischen Inhalts „den Jeremias“ unter meinem Namen erscheinen.

Kaum war diese Broschüre öffentlich angezeigt, als sich ein Herr Otto Nicolai in den Zeitungen bereit erklärte, dem Publikum der Hauptstadt in der Musik und im Generalbaß Unterricht zu ertheilen.

„Der Teufel, Sie geben ja Unterricht in der Musik!“ redete mich ein Bekannter an, mit dem ich kurze Zeit nachher zusammentraf.

„Wo denken Sie Ihren Kursus über Gene-

ralbaß zu eröffnen?“ fragte mich ein Anderer, einige Wochen später.

Selbst meine Vorgesetzten waren der Meinung, ich sei Musiklehrer geworden, und dabei blieb's, beiläufig gesagt, während des vielleicht dreijährigen Aufenthalts des Herrn Otto Nicolai in Berlin.

Ich schrieb unterdessen anonym, denn ich wollte weder für August noch für Otto Nicolai gelten. Man halte dies nicht für vornehmen Dünkel oder für Eitelkeit. Ich bekenne mich zu meinen schriftstellerischen Versuchen mit allen ihren Schwächen und Fehlern und wenn ich den Tadel tragen muß, werde auch mir allein das Lob für das etwa darin enthaltene geringe Verdienst.

Herr Otto Nicolai versucht sich auch in der Komposition. Da man wußte, daß ich Musik studirt und viel über Musik geschrieben, zweifelten Viele nicht, ich sei Komponist geworden. Wirklich hatte ich mancherlei komponirt und wollte damit hervortreten; es mußte nun unterbleiben.

Ueberall kamen mir meine verehrlichen Namensvetter in den Weg, ohne daß ich mit irgend einem derselben verwandt gewesen wäre, oder in näherer Berührung gestanden hätte.

Es dauerte auch nicht lange, als mich Herr Otto Nicolai, ein ebenfalls noch sehr junger Mann, mit seinem Besuche beehrte. Er war von Königsberg in Preußen weit hergekommen. Er ersuchte mich um ein musikalisches Gedicht zur Komposition. Es wäre interessant gewesen, hätte es öffentlich geheißen: Text von Gustav Nicolai, Musik von Otto Nicolai. Da hätten wir wohl für Brüder gegolten.

Genug, es war nun einmal nicht möglich, meinen Namen für mich zu haben. An allen Ecken und Enden der Hauptstadt tauchte ein neuer Namensvetter auf. Mein sonst wirklich nicht häufiger Familienname vervielfältigte sich immer mehr, und es giebt jetzt der Nicolai's fast so viel, wie der Schulze und Müller. Wer doch Grillparzer hieße oder Schreivogel! seufzte ich oft,

dann wär' ich doch der Einzige dieses Namens und hätte keine Verwechselung in der literarischen Welt zu befürchten. Schreivogel war aber seinerseits doch nicht mit seinem Namen zufrieden; dieser mochte ihm nicht poetisch genug klingen, und so nannte er sich West. Zephyr wäre freilich noch hübscher gewesen. Wie glücklich waren Göthe und Shakesspeare. Sie hatten ihre Namen für sich allein. Hätte Göthe z. B. Müller, und Shaksspeare Schulz oder dem ähnlich geheißen, sie würden nicht so leicht berühmt geworden sein. Das klingt wunderlich, ist aber gegründet.

Nun traf sich's, daß ich im vergangenen Jahre eine Reise nach Italien machte und daß ich mich in meinen Erwartungen von diesem Lande schmerzlich betrogen fand, indem die Wirklichkeit mit den phantastischen Darstellungen der hesperischen Gefilde im grellsten Widerspruche steht. Ich hielt es für Ehrenpflicht, meine Landsleute vor der mir gewordenen Enttäuschung zu bewahren. Ein gefährliches Unternehmen! Ich sollte den

duftigen Schleier zerreißen, der Italien umhüllt, und gegen den blinden Wahn des vergötternden Enthusiasmus ankämpfen. Es schien mir unmännlich dies unter dem Schutz der Anonymität oder eines erdichteten Namens zu thun, und so trat ich denn wieder auf unter meinem Namen.

Mein Werk über Italien hat eine feurige Rakete unter das Volk der Enthusiasten geworfen. Man hält mich für den Antichristen im Gebiete des Geschmacks; man sucht mich mit Keulen zu Boden zu schlagen. Man gesteht sich im Stillen, daß ich Wahrheit gegeben habe und haßt mich deshalb bitterlich. Aber man haßt jetzt nicht Karl nicht August nicht Otto nicht Heinrich Nicolai — nein, man haßt Gustav Nicolai. Gewisse Verleger, die viel Bombast über Italien in die Welt geschickt haben, fürchten Nachtheil für diese ihre Verlagsunternehmen; sie insbesondere suchen mich durch bezahlte Recensenten zu vernichten. Das sind doch wahrlich Autorleiden im Uebermaaße! —

Wird aber der arme Verdammte wagen dürfen, Dir noch vor die Augen zu treten, gütiger Leser? — Ich gebe Dir in den nachfolgenden Blättern den Schluß meiner Versuche als musikalischer Schriftsteller. Die Geweihten, die Broschüre Jeremias und das vorliegende Werkchen bilden einen für sich bestehenden und in sich abgeschlossenen Cyklus. Wer die in allen diesen Versuchen entwickelten Ansichten über Musik für diejenigen halten wollte, zu denen ich mich bekenne, namentlich aber, wer darin Persönlichkeiten finden wollte, der würde sich in einem großen Irrthum befinden. Ich habe viel über Musik gedacht und meine Gedanken niedergeschrieben theils um mich selbst weiter zu fördern, theils um Andere anzuregen und so die Erkenntniß der Wahrheit vorzubereiten. Wer die Wahrheit — wie schmerzlich sie auch hier wieder sei, nicht herausfindet, für den habe ich nicht geschrieben.

Das nachfolgende Werkchen zerfällt in 3 Theile, in musikalische Novellen, Gedichte und Miscellen.

Der Novellen sind zwei: ein musikalisches Nachtstück und ein musikalischer Schwank. Jenes ist in doppelter Beziehung Nachtstück, nicht nur durch das Schicksal des Helden der Erzählung, als auch, weil darin ein scheuer Blick auf die Nachtseite der Tonkunst gestattet wird. Das Musikfest zu Ephyrä ist schon vor 10 Jahren in einer Zeitschrift erschienen, und wird, in ein neues Gewand gehüllt, Dir wieder vor's Auge geführt, lieber Leser! Ueber die musikalischen Gedichte habe ich mich, in dem ihnen vorgedruckten Aufsatze über musikalische Dichtkunst, ausführlicher ausgelassen. Die Miscellen endlich bestehn aus einer Lebensbeschreibung und kritischen Würdigung des Geigenfürsten Paganini, aus einer Beurtheilung der Riesschen Räuberbraut und aus einer juristisch musikalischen Abhandlung „über Musiknachdruck.“ Alle diese Aufsätze wird ein Musikfreund nicht ungelesen lassen.

Novellen.

I.

Der Musikfeind.

Ein Nachtstück.

Erstes Kapitel.

Das Theater war vorüber. Die Menge der Schaulustigen strömte mehr oder minder befriedigt nach Hause. Am hintern Eingange des großen Operngebäudes stand, in seinen Mantel gehüllt, ein junger Mann, der die nach und nach aus der Thür tretenden Mitglieder der Bühne, welche bei der Vorstellung thätig gewesen waren, insbesondere aber die Damen mit Falkenblicken betrachtete. Plötzlich fuhr ein Wagen vor. Ein Offizier sprang heraus und eilte durch die Thür. Aus der Brust des jungen Mannes rang sich ein schmerzlicher Seufzer. Der Offizier kehrte zurück. Die gefeierte Sängerin Konstanze Doloroso hing an seinem Arme. Der Jüngling zitterte und trat mit fieberhaftem Pulsschlage näher. Der Schein der nahen La-

terne beleuchtete seine Gesichtszüge. Konstanze lächelte freundlich. Der Offizier küßte ihr zärtlich die Hand; indem er sich hinabbeugte, warf das reizende Mädchen einen flammenden Blick auf den harrenden Jüngling, der tief bewegt beide Hände auf sein Herz drückte. Gleich darauf saß Konstanze neben dem Offizier im Wagen und dieser rollte pfeilschnell dahin.

Es war längst still um den jungen Mann geworden, als er noch immer der Richtung nachstarrte, in welcher sich der Wagen entfernt hatte. Seine Hände ballten sich krampfhaft. Der Glückliche! murmelte er zwischen den Zähnen. Und dennoch, flüsterte es in ihm, dennoch bemerkte sie dich; dennoch lächelte sie dir auch heute zu! Ach, was soll ich denken, was soll ich hoffen? — Ist sie edel und gut? Trügen diese reinen, klaren Augen? —

Er schritt langsam vorwärts. Mechanisch trugen ihn seine Füße in ein nahegelegenes Speisehaus. — Hier fand er fröhliche Gesellschaft.

Mehrere Schauspieler, Journalisten und Recensenten sprachen dem Becher fleißig zu. Er setzte sich an ein bescheidenes Nebentischchen. Das Geschrei der Gesellschaft widerte ihn an; seine Aufmerksamkeit richtete sich auf einen schwarz gekleideten Fremden, der ihm gegenüber, Zeitungen las und zuweilen flüchtige aber durchbohrende Blicke auf die Gruppe der angetrunkenen Gäste und, wie ihm nicht entging, auch auf ihn warf. Der Fremde war ein schöner, großer Mann in den ersten Vierzigen; schwarze Locken umschatteten die glänzende Stirn; seine dunkelblauen Augen strahlten von ungewöhnlichem Feuer, seine gewölbten Augenbraunen und die edelgeformte griechische Nase gaben seinem Antlitz den Ausdruck von Hoheit; der rothe Mund und das runde Kinn getaucht in die bläuliche Färbung des Bartes, verkündeten einschmeichelnde Beredsamkeit und die blühende, etwas bräunliche Gesichtsfarbe deutete auf Gesundheit und auf ein kühnes, kräftiges Wanderleben. Der Jüngling erinnerte sich,

daß er schon gestern an einem öffentlichen Orte den Fremden gesehn und daß dieser ihn auf eine eben so auffallende Weise betrachtet hatte. So unangenehm es ihm war, Gegenstand der Beobachtung eines Dritten zu sein, so fühlte er sich doch unwiderstehlich zu dem Fremden hingezogen.

Allein der Name Konstanze, der jetzt an der Haupttafel mit rohem Gelächter genannt wurde, gab seinen Gedanken eine andre Richtung. Er wandte sich mit lebhafter Geberde gegen die Trinkgesellschaft.

Wie ich es Ihnen sage, ließ sich hier der erste Tenor der Oper vernehmen, die Doloroso singt die Hauptpartie. Der Vater wird natürlich in einer Oper, die er komponirt hat, seiner Tochter nicht die Hauptparthie entziehn; allein was soll dann aus meiner Frau werden?

Was, fiel ihm der dünne, hohlleibige Recensent Murr in die Rede, der alte Krippenbeißer, der Doloroso hat wieder eine Oper geschrieben?

Wer will denn von dem längst vergessenen Kerl noch was hören? Wie heißt der Bettel?

„Das Fest des Belsazar" antwortete Jener.

Ein gutes Sujet, bemerkte hier ein Journalist.

Den Teufel auch, wandte ein Anderer ein, das hat ja Händel als Oratorium behandelt.

Wer ist der Belsazar? fragte Murr.

Ja, was ist das für ein Fest des Belsazar? erscholl es von mehrern Seiten.

Es ist was aus der Bibel, so viel merke ich wohl, antwortete der primo uomo unsicher.

Ha, ha, ha, ha, darum kennen wir den Quark auch nicht, schrieen hier Mehrere.

Ei, wir müssen bitten — wandten die beiden Journalisten ein.

Ja, auch ich muß bitten, schrie der Recensent Brummbein, Ihr Theaterherrn mögt Euch wohl nicht viel mit der Bibel beschäftigen. Habt Ihr den Propheten Daniel nicht gelesen?

Kennt Ihr nicht das furchtbare Mene, mene tekel?

Lassen wir das Mene, mene tekel, rief der erste Tenor, es soll am Schluß der Oper mit glühenden Buchstaben vorkommen; ich kann nur nicht ertragen, daß meine Frau nicht die Hauptpartie singen soll. Kellner, noch ein Paar Flaschen Champagner! Brummbein und Murrchen Ihr seid meine Gäste.

Laßt die Doloroso nur singen, antwortete Murr, ich werde ihr den Pelz waschen.

Schenkt ein! fuhr Brummbein fort, Euer Weib darf nicht in der Oper singen; dies Machwerk muß ausgepfiffen werden.

Es wäre superbe, schrie der primo uomo; — wenn das veranstaltet werden könnte, Freunde, gäb' ich Euch Tages darauf ein Diner!

Ein Wort? brüllte man von allen Seiten.

Ein Wort! bekräftigte der liebende und für das Wohl seiner Frau besorgte Ehemann, der

von seiner Gattin befehligt war, die Intrigue anzustiften.

Belsazar wird ausgepfiffen! jubelte man nun rings am Tische.

Nur einer der Journalisten hatte geschwiegen. Ich schlage vor, sagte dieser jetzt, die Oper geben zu lassen und Doloroso's Tochter darin auszupfeifen.

Was hat Dir die arme Konstanze gethan? fragte sein Kollege. Das Mädchen ist so hübsch. Es thut mir leid um sie!

Hübsch? wandte hier der erste Tenor ein. Nun ja, aber sie ist auch eine eingebildete Närrin.

Ja, ja, eine eingebildete Närrin! rief schnell der erzürnte Journalist, eine Närrin, die —

Dir wahrscheinlich den Korb gegeben hat! — flüsterte ihm sein Kollege in's Ohr.

Ja, zum Teufel antwortete der Andere, und stieß das Glas auf den Tisch, daß es zersprang; mir hat sie den Korb gegeben und mit dem lie-

derlichen Lieutenant, dem Grafen Riancourt lebt sie im Einverständniß.

Weil er Geld hat und Du nicht, ergänzte der Kollege.

Leben und leben lassen! lallte ein dicker Komiker, der des Guten bereits zu viel genossen hatte und der mit dem Rücken an die Wand lehnend, halb im Traume dem Gespräche zuhörte. Laßt ihr doch ihr Vergnügen! Sie fuhr vorhin wieder mit ihm nach Hause.

Das glaube ich nun wohl nicht, bemerkte Brummbein. Ich traue ihr nichts Böses zu. Sie ist weltklug, das ist Alles.

Ich weiß es besser, wandte der **primo uomo** ein. Sie ist Mutter Evens Tochter. Meine Frau hat mir skandaleuse Dinge von ihr erzählt.

Nehmt's nicht übel, fuhr Brummbein fort, Eure Frau und die Doloroso sind die wüthendsten Feindinnen. Die Töchter hassen sich, wie die Väter. Der deutsche Kapellmeister Wü-

stewasser und der italienische Maestro Doloroso sind zu verschiedenartige Naturen. —

Glaubt Ihr denn, zum Teufel, unterbrach ihn hier der **primo uomo**, daß meine Frau verleumde? — Ich sage Euch, skandaleuse Dinge weiß ich von der Doloroso!

Ich auch, bekräftigte der erzürnte Journalist; sagt es nur gerade heraus: Sie ist eine Vettel.

Das sagt ein Hundsvott! schrie hier plötzlich der Jüngling, dessen wir oben gedacht und den wir Ludwig nennen wollen.

Die ganze Gesellschaft sprang auf. Seht doch einmal den Ritter von der traurigen Gestalt! spottete der Journalist.

Sie haben den Ruf einer Dame angetastet, die ich hochachte, nahm Ludwig das Wort. Ich verlange sofort eine Erklärung, daß Sie sich übereilt haben!

Ha, ha, ha, ha! erscholl es im Kreise.

Herr, fuhr Ludwig fort, indem er näher trat, und bebend vor Zorn sich kaum noch zu

fassen vermochte, Herr, nehmen Sie Ihr Wort zurück, oder ich erkläre Sie hier öffentlich für den ehrlosesten Schurken und Verleumder!

Die athlethische Gestalt des zornigen Jünglings schüchterte den Sänger ein. Die übrigen Trunkenbolde aber stürzten sämmtlich auf Ludwig zu, und überschütteten ihn mit Schmähungen. Werft ihn hinaus! schrieen mehrere Stimmen.

Ludwig ergriff einen Stuhl und drohte, ihn gegen den Schädel des Ersten, der ihm zu nahe treten würde, zu zerschmettern.

Da erhob sich der Fremde, welcher bis dahin noch immer mit den Zeitungen beschäftigt geschienen hatte. Mit kräftiger Stimme herrschte er der tobenden Versammlung Ruhe zu. Auch ich, fuhr er fort, finde es unvereinbar mit den Gesetzen der Ehre, den Ruf einer abwesenden Person anzutasten; der Zustand der Gesellschaft entschuldigt indessen, was geschehen, und dies mögen auch Sie, junger Herr, in Erwägung ziehn. Setzen Sie den Stuhl nieder; — Sie

aber, meine Herren, werden sofort zur Ordnung zurückkehren, indem ich sonst genöthigt bin, diesen Vorfall Ihrem fürstlichen Chef zu melden. Ich kenne Sie Alle genau, kann Sie namentlich bezeichnen.

Diese Drohung schien zu wirken. Man murmelte allerlei durcheinander; wagte indessen keinen Einwand. Der Fremde bezahlte seine Zeche, und fragte den Jüngling mit verbindlicher Freundlichkeit, ob ihr Weg vielleicht gemeinschaftlich sei. Ludwig verbeugte sich und Beide verließen das Speisehaus. Der Fremde nahm vertraulich seinen Arm. „Mein lieber junger Mann,“ sprach er, „Sie hätten da mit Ihrem Eifer in arge Verlegenheit gerathen können! Es ist mir lieb, daß ich einem Exceß vorgebeugt habe.“

Ja wohl, sagte Ludwig halblaut und fast beschämt, es hätte eine Prügelei gegeben. Um so mehr danke ich Ihnen; denn ich hätte doch wohl den Kürzern ziehn müssen.

„Und wie wär' es Ihnen,“ fragte der

Unbekannte „oben vor dem akademischen Gericht ergangen?“

Sie scheinen mich zu kennen, verehrter Herr, anwortete Ludwig.

„Ja, ich weiß, daß Sie Student hier sind, daß Sie Ludwig heißen. Ich habe Sie mehrmals gesehn, Sie gefielen mir, und das hat mich veranlaßt mich nach Ihnen zu erkundigen.“

Darf ich nicht fragen, wen ich die Ehre habe vor mir zu sehn?

„Nennen Sie mich Raymond. Ich bin reisender Partikulier.“

Ludwig verbeugte sich schweigend.

„Wie hat Ihnen,“ fuhr Raymont fort, „das Gespräch gefallen, welches wir so eben angehört haben? Was sagen Sie zu dem Treiben der Breterkünstler?“

Es ist beklagenswerth. Neid, Mißgunst, Intrigue sind die Hebel ihrer Handlungen.

„Sie kennen die Sängerin Doloroso?“

Ja, — nein — eigentlich wohl nicht —

ich bin — ich sehe sie zuweilen bei mir — vorübergehn. — —

„Sind Ihnen die hiesigen Bühnenverhältnisse näher bekannt?“

Ach nein; ich lebe sehr eingezogen.

„Ich will Ihnen den Schlüssel geben zu der Unterhaltung, deren Zeugen wir geworden sind. Sie wissen: es giebt hier drei Kapellmeister, den reichen Wüstewasser, den Repräsentanten der deutschen Musik, den Italiener Cabalucchi und den bei uns nationalisirten Italiener Doloroso. Von Allen ist nur der Letztere ein Künstler im wahren Sinne des Worts. Das Unglück will, daß alle drei Töchter haben, die als Primadonnen bei der großen Oper angestellt sind. Vor den Augen der Menschen erscheinen diese drei Familien in Freundschaft mit einander verbunden; heimlich aber verfolgen sie sich mit glühendem Hasse. Begreifen Sie?“

Ja vollkommen! —

„Sie sind musikalisch?“

Die Musik ist meine Göttin. Ich singe und komponire.

Auch auf ihm ruht der Fluch! dachte hier Raymond schmerzlich bewegt. Er sprach es aber nicht aus und fragte: „Was studiren Sie denn?“

Meine Mutter hat mich zum geistlichen Stande bestimmt, antwortete Ludwig.

„Sie haben keinen Vater mehr?“

Ach, ich habe auch keine Mutter mehr! Sie starb vor 8 Wochen. Meinen Vater habe ich nie gekannt. Er ist früh gestorben. — —

Es entstand eine Pause. Nach einer Weile blieb Raymond vor einem kleinen, freundlichen Hause stehn. Hier wohne ich, lieber Herr Ludwig, sprach er. Es ist erst halb eilf Uhr, kommen Sie noch einen Augenblick zu mir hinauf.

Der Jüngling folgte ihm. Ein Bedienter empfing Beide. In einem elegant meublirten Zimmer brannte eine Astrallampe. Raymond

ließ sich auf ein Kanapee nieder und lud den jungen Studenten ein, dasselbe zu thun.

„Können Sie mir Ihr Vertrauen schenken“ fragte er endlich.

Ludwig bejahte mit Herrlichkeit.

„Nun wohl, mein Theurer, wir sind jetzt ganz allein. Ich habe Sie lieb, herzlich lieb. Erzählen Sie mir drum etwas Näheres von Ihrem Leben. Sind Sie vermögend?“ —

Nein, ich bin sehr arm.

Raymond faßte schnell und bewegt seine Hand. „Wovon studiren Sie?“

Ich gebe Unterricht in der Musik.

„Armer Freund! Doch das macht Ihnen Ehre!“

Meine Mutter sang vortrefflich. Sie hat mich unterrichtet. Wir lebten immer sehr eingezogen. Sie scheint früher in einer entfernten, großen deutschen Stadt gewohnt zu haben. Nie hat sie mit mir ausführlicher über die Vergangenheit gesprochen. Ein großer Kummer schien

ihr Dasein zu beherrschen. Anfänglich muß sie einige Ersparnisse besessen haben. Davon bestritt sie die Kosten meiner Erziehung. Später ging es uns schlecht. Sie litt und kränkelte. Ich begann Unterricht zu geben, und ernährte uns Beide. Vor acht Wochen starb sie. Sie war ein Engel! —

Raymond hatte noch immer Ludwigs Hand gefaßt. Eine Thräne der Theilnahme glänzte in seinem Auge. Weiter, weiter! sagte er hastig.

Aber sie war unglücklich, fuhr Ludwig fort. Entweder betrauerte sie den frühen Hingang meines Vaters, oder sie gedachte der Kränkungen die sie von ihm erfahren. Das Letztere aber ist mir wahrscheinlicher. Oft fragte ich nach meinem Vater. Dann antwortete sie: Er ist tod mein Kind. Einmal aber, wo sie geweint hatte, setzte sie mit einem Seufzer hinzu: Und wenn er auch lebte, er würde doch nicht bei uns sein. Er liebte mich nicht. — Ich war damals ein

Knabe als sie das sagte; allein ihr Gram ergriff mich so sehr, daß ich einen Widerwillen gegen meinen Vater faßte. Wenn er diese sanfte, stille Dulderin nicht lieben konnte, muß er ein harter Mann gewesen sein.

„Nein, das war er nicht!“ murmelte hier Raymond vor sich hin.

Sie haben ihn gekannt, rief Ludwig schnell, o, erzählen Sie von ihm!

„Ja, ich kannte ihn; er war wild und feurig, aber nicht bös, nicht hart.“

Wer war er, wo lebte er, wo starb er?

„Er war ein glühender Verehrer der Kunst, und besonders der Musik, und hat diese Liebe mit seinem Lebensglück bezahlen müssen. Er liebte Ihre Mutter; aber er liebte die Kunst noch mehr.“

War er ausübender Künstler.

„Ja auch das. Er hat um den Lorbeer gekämpft.“

Wann starb er denn und wo?

„Er ist.... lange tod,.... ich glaube, er starb in Wien.“

Wie sah er aus? Meine Mutter hatte nicht einmal ein Bild von ihm. Aber nach ihrer Beschreibung muß er sehr schön gewesen sein.

„Einst durfte er sich wohl zu den schönen Männern zählen; seine Erfahrungen, das bittere Gefühl der Enttäuschung, Reue über ein verfehltes Leben, mögen indessen wohl nachtheilig auf ihn eingewirkt haben. Allein als er zur Erkenntniß gekommen war, richtete er sich um so kräftiger empor; sein Leib erstarkte mit seiner Seele. Um Menschenkenntniß zu sammeln, durcheilte er den größten Theil Europa's.“

War denn meine Mutter bei ihm?

Raymond schwieg einige Augenblicke. „Nein,“ sagte er dann mit einem Seufzer, „das war es eben!“

So waren sie geschieden?

„Ja, sie waren geschieden,“ antwortete

Raymond schnell, „aber das hätte nicht sein müssen.“

Er hätte in stiller Häuslichkeit glücklich sein können.

„Ja wohl, ja wohl! Er wollte es auch; aber es war zu spät. Er wollte zurückkehren zu Ihrer Mutter; allein er fand sie nicht wieder. Sie hatte ihren Aufenthalt verändert und Niemand wußte zu sagen, wo sie geblieben war.“

Großer Gott, so hätte die arme Frau noch glücklich werden können! Welch' ein Schicksal! — Und dann starb er plötzlich?

„Ja, der unerbittliche Tod zerstörte die Hoffnung auf Wiedervereinigung. Doch lassen Sie uns hiervon abbrechen. Es nützt zu nichts, davon zu sprechen. Zu etwas Anderm. Ich bin unverheirathet und kinderlos und habe so viel, daß ich leben kann. Ich fühle mich allein, es würde mir Freude machen, Jemanden um mich zu haben, dessen Herz Anhänglichkeit für mich

empfände. Ziehn Sie zu mir; ich will für Sie sorgen.“

Sie scherzen!

„Nein wahrlich nicht!“

Herr Raymond, edler, vortrefflicher Mann. — Ist es möglich? Wie soll ich Ihnen danken. — O gute Mutter, wenn Du dies erlebt hättest! — Ich träume! —

„Nein, lieber Ludwig, (lassen Sie sich so nennen); es ist mein voller Ernst. Sie gefallen mir.“

Es ist nicht möglich; Sie scherzen nur mit mir!

„Gewiß nicht. Betrachten Sie mich als einen ältern und erfahrenen Freund, folgen Sie meinen Lehren und sein Sie stets offen gegen mich, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange.“

Ludwig drückte Raymond's Hände bewegt an seine Brust.

„Also Offenheit und heiliges Vertrauen,“ fuhr Raymond fort; „nicht wahr?“

Ja, bei Gott!

„Nun wohlan. Sie sprachen von Ihrer Liebe zur Musik.“ —

Ja, sie ist die erhabenste aller Künste, die milde Trösterin der trauernden Menschheit.

Raymond lächelte. „Ganz wie Ihr Vater!“ sagte er endlich. „Ja, ja, so urtheilt der Jüngling, dessen Lebhaftigkeit leicht zur Begeisterung wird, vollends, wenn er — verliebt ist!“

Ludwig erröthete.

„Offenheit und heiliges Vertrauen! Sie lieben die Sängerin Doloroso; nicht wahr?“

Ich — glaube — ja — hauchte kaum hörbar des Jünglings Mund.

„Das dachte ich mir wohl; allein die erste Bedingung unsers Vertrags, mein theurer Ludwig, ist, daß Sie nicht weiter an die Sängerin denken!“

Ach, das ist unmöglich.

„Doch, doch, mein junger Freund. Auch

müssen Sie Ihren Enthusiasmus für Musik zu unterdrücken suchen.“

Nein, auch das kann ich nicht.

„Ich verlange nicht völlige Entfremdung von dieser Kunst; sondern ich wünsche nur, daß Sie Ihre Studien mit allem Eifer verfolgen und die Musik als einen anmuthigen Zeitvertreib betrachten.“

Das ist nicht Ihr Ernst, gütiger Herr Raymond.

„Zuverlässig; wir werden weiter darüber sprechen. Die thörigte Liebe zur Sängerin aber, müssen Sie aufgeben, das ist unerläßlich, oder — unser Vertrag findet nicht Statt.“

Des Jünglings Antlitz brannte. Er kämpfte sichtlich mit sich selbst.

„Wie haben Sie denn, hob Raymond wieder an, die Doloroso kennen gelernt? In welchem Verhältnisse stehn Sie mit ihr? Sein Sie offen gegen mich, mein lieber Ludwig.“

Ich habe schon gesagt, daß Demoisell Do-

loroso zuweilen bei mir vorübergeht. Ich wohne parterre, ihr Weg zum Theater führt an meiner Wohnung vorbei. Meine Umstände haben mir nur selten erlaubt, das Theater zu besuchen. Dort sah ich sie zuerst. Ihr himmlischer Gesang, und ihre unvergleichliche Schönheit rissen mich zur Bewunderung hin. Seit einem halben Jahre, wo sie mit ihrem Vater in einer kleinen Villa vor dem Thore wohnt, sehe ich sie bei mir vor= beigehn. Sie bemerkte mich bald; denn täglich stand ich zur bestimmten Zeit im offenen Fenster und harrte der Reizenden. Anfangs blickte sie nur schüchtern auf mich hin. Dann wagte ich durch Zeichen meine Gefühle zu erkennen zu ge= ben. Ich war überseelig; denn sie zürnte nicht. Eines Tages hielt sie eine Rose in ihrer Hand, sah mich verstohlen an, küßte die Rose und ließ sie fallen. Ich stürzte zur Thür hinaus auf die Straße, und barg das Kleinod schnell. Sie sah noch, wie ich die Rose aufnahm und ver= schwand dann hinter der Straßenecke. Zwei

Stunden wartete ich auf Konstanzens Rückkehr. Sie kam, ich küßte, als sie vorüberging, ihr Geschenk mit Geberden des Entzückens; sie lächelte und sah sich so lange nach mir um, als sie mich noch wahrnehmen konnte. Ich suchte die Rose so lange zu erhalten, als möglich. Noch bewahre ich ihre welken Blätter. Ich ging Konstanzen nach auf allen Wegen. Sie war immer freundlich und hold. Allein nie hatte ich den Muth, sie anzusprechen. Ich zitterte, wenn ich sie sah. So mochten 3 Monate vergangen sein, als ich sie eines Vormittags wie gewöhnlich erwartete. Dies Mal hatte ich mir vorgenommen, unter jeder Bedingung mit ihr anzuknüpfen. Das Herz schlug mir gewaltig, als ich endlich die liebe Gestalt vor mir sah. Dahin war aber all' mein Muth. Plötzlich ließ sie den Handschuh fallen. Ich eilte hinzu, hob ihn auf und nahte ihr bebend. Ich zog meinen Hut und überreichte ihr den Handschuh. Was ich stammelnd hervorgebracht, weiß ich nicht.

Sie lächelte himmlisch süß und dankte. In demselben Augenblick trat ein junger Offizier in fremder Uniform an sie heran, begrüßte sie, nahm ihren Arm und ging, ohne mich eines Blicks zu würdigen, mit ihr weiter. Ich blieb stehn und mag mich wohl thörigt benommen haben; denn ich war zu verstört. Lange sah ich ihr nach; sie aber nahm keine Notiz weiter von mir. Als sie an einem der folgenden Tage wieder vorbeiging, war sie so freundlich als vorher. Allein nun fesselte mich die Krankheit meiner Mutter an das Hinterstübchen, in dem ihr Bette stand, die Sorge um die geliebte Frau vertilgte jedes andere Gefühl; sie starb, ich versank in tiefe Trauer und Konstanze ging nicht mehr vorüber. Endlich erwachten meine Gefühle für sie mit um so größerer Stärke. Ich erkundigte mich nach ihr, und erfuhr, ach! daß sie eine Liebschaft mit dem Offizier habe, der sie täglich in seinem Wagen abhole und nach Hause fahren lasse. Es ist der liederliche Graf Ri-

ancourt. Ich habe sie oft seitdem mit ihm gesehn.

„Nun, und was wollen Sie noch von ihr?“

Ich glaube nichts Böses. Sie ist gewiß gut.

„Sie sind aber zurückgewiesen, oder richtiger, ein Anderer ist Ihnen vorgezogen; ein Mann der Rang hat und reich ist. Also Muth, mein theurer Freund: ein männlicher rascher Entschluß! das Mädchen ist überdies zu alt für Sie!“

Ich habe mir so oft alle Mühe gegeben, ihr Bild aus meinem Herzen zu verdrängen; es ist nicht möglich. Ich bin auf allerlei abentheuerliche Gedanken verfallen, mich ihr zu nähern. Meine Neigung fesselt mich aber an die Musik; und da habe ich mir endlich vorgenommen, als Sänger zum Theater zu gehn.

„Sänger beim Theater! Nun wahrhaftig, und dennoch erkannten Sie vorhin das beklagenswerthe Treiben der Bühnenkünstler?“

Zur Theologie fühle ich mich nicht berufen.

Konstanze hat den Ausschlag gegeben. Man kann auch bei der Bühne ein achtungswürdiger Mann sein. Konstanze ist noch jung; erst seit zwei Jahren ist sie öffentlich aufgetreten; ich will ihr als Schutzengel zur Seite stehn.

„Romanhafte Ueberspannung! Nein, lieber Ludwig, das geht nicht. Sie werden mich noch kennen lernen und sich überzeugen, daß ich es wahrhaft redlich mit Ihnen meine, daß Ihr Lebensglück mir theuer ist. Folgen Sie dem Rathe eines erfahrenen Mannes, geben Sie Konstanzen auf; wählen Sie ein Studium, welches Ihrer Neigung zusagt; die Musik aber gewähre Ihnen nur eine freundliche Erholung. Diese Bedingungen muß ich den übrigen hinzufügen.“

Der Jüngling schien zu schwanken. Plötzlich aber stand er auf. Verehrter Herr Raymond, sprach er nun ruhig und fest, ich bin ein kurzsichtiger Mensch, und weiß nicht ob ich den Weg einschlage, der zu meinem Heile führt. Ich kann

nicht lassen, nicht von der Kunst, nicht von Konstanzen. Vergeben Sie mir, wenn ich Sie kränke, edelmüthiger Mann; allein unter diesen Bedingungen weise ich Ihre Güte zurück. Ich bin 22 Jahr alt geworden und habe, früh vaterlos, auch frühzeitig erlernt, mich selbst zu leiten. Nehmen Sie meinen innigsten Dank für Ihr menschenfreundliches Anerbieten; ich werde fortwandeln auf der einmal betretenen Bahn. Leben Sie wohl!

„Möge es Sie nie gereuen, junger, unbesonnener — Freund," antwortete Raymond gereizt, „gehn Sie denn, taumeln Sie mit schnellen Schritten dem Abgrunde entgegen, der Ihren Vater verschlungen hat; achten Sie nicht auf die Stimme der Freundschaft und Erfahrung! Wüßten Sie — o Himmel, auch das noch. Es ist zum Verzweifeln!"

Ich habe Sie gekränkt, sagte nun Ludwig traurig. Das schmerzt mich; wie gern möchte ich Ihren Wünschen nachgeben!

Raymond ging mit großen Schritten ein Paar Mal im Zimmer auf und ab, er schien nachzudenken.

„Woher wissen Sie denn," redete er den Jüngling wieder an, „daß Sie zur musikalischen Laufbahn berufen sind? täuschen Sie sich auch nicht?"

Ich fühle es, antwortete Ludwig.

„Pah, das kann Eigendünkel sein. Spielen Sie ein Instrument, oder singen Sie blos?"

Ich spiele das Fortepiano, singe und komponire.

„Da steht mein Instrument. Setzen Sie sich, spielen Sie, singen Sie mir etwas vor."

Ich bin in zu aufgeregter Stimmung.

„Desto besser, geben Sie mir eine freie Phantasie, die Ihrer Stimmung entspricht."

Es ist Nacht; schon so spät.

„Desto besser; die Nacht ist anregend für die

Phantasie. Ich spielte oft so spät. — So — lassen Sie hören! — Ich setze mich auf's Kanapee, schließe die Augen und horche. Lassen Sie ausströmen die bewegte Fluth Ihres Innern!

Ludwig saß bereits vor dem Fortepiano. Mechanisch berührte er mit dem Finger die Mitte der Tastatur. Wie im Traume schlug er langsam mehrere Mal hintereinander den Ton **a** an; die linke Hand gesellte dazu das daneben liegende g; aus der Sekunde entwickelte sich allmählig ein schwermüthiger Akkord, der zu den wunderbarsten und frappantesten Modulationen führte; bald hatte der Jüngling die Außenwelt vergessen, seine Phantasie hob sich empor auf den Fittigen der Tonkunst in die unsichtbare Welt der Harmonie, und in einem glühenden Allegro stürmten seine Finger über die Tasten dahin. Plötzlich ließ er, wie unbewußt, auch seine schöne Stimme ertönen, und improvisirend sang er, zu einer leidenschaftlichen Begleitung in **D moll**:

Ich soll euch meiden,
O Lieb' und Kunst,
Soll Schmerzen leiden
Für eitlen Dunst! —
Nein, nein, in Ewigkeit
Sei euch mein Herz geweiht!

Raymond hatte sich leise vom Kanapee erhoben und war näher getreten. Als Ludwig endete, drückte er den Jüngling an seine Brust. „Ja, mein lieber Freund," sagte er nun, „der Genius ist in Ihnen. So mögen Sie denn diese Bahn der Sorge betreten! Sie wollen nicht hören; ich gebe nach. Nur eigne Erfahrungen werden beachtet, fremde nie. Sie sollen Konstanzen kennen lernen; ich selbst werde Erkundigungen über sie einziehen. Ich kann Euch beide, wenn Ihr vernünftig seid, einer bessern Laufbahn zuführen."

Mein Wohlthäter, mein theurer, geliebter Wohlthäter! rief entzückt, mit Thränen in den Augen, der Jüngling. — Beide verabredeten nun mit einander, daß Ludwig schon vom näch-

sten Morgen an seine Wohnung bei Raymond nehmen sollte; dann schieden sie mit gegenseitigen Empfindungen der zärtlichsten Zuneigung. In einem fieberhaften Zustande kam der Jüngling nach Hause, wo er erst spät am Morgen in einen unruhigen Schlummer sank.

Zweites Kapitel.

Der primo uomo, dessen wir im vorigen Kapitel erwähnt haben, hieß Farinetti. Er hatte die Tochter des Kapellmeisters Wüstewasser geheirathet. Wüstewassers Verdienst bestand blos in einem großen Vermögen, welches er von einem kinderlosen Onkel ererbt hatte. Er war ein unwissender Mensch, aber aufgeblasen und voll Eigendünkel. Durch Gastmale und Festlichkeiten hatte er sich Freunde erworben, und ohne jemals in der Musik etwas geleistet zu haben, war es ihm dennoch gelungen, Kapellmeister bei der großen Oper zu werden. Doloroso's vortreffliche Opern entzückten die Welt, auch Caballucchi lieferte zuweilen nicht werthlose Kompositionen für die Bühne. Wüstewasser allein glich im Gebiete der Kunst

einem unfruchtbaren Felsen. Die Triumphe seiner Kollegen waren ihm äußerst empfindlich, und er sparte kein Geld, sie zu hintertreiben. Seine Tochter, einst vorzügliche Sängerin, hatte, längst verblüht, dem Sänger Farinetti, einem schönen Manne, ihre Hand angeboten, und dieser, der künftigen Erbschaft wegen, mit Freude zugegriffen. Die Töchter seiner Kollegen waren noch jung; Konstanze Doloroso begann der Liebling des Publikums zu werden, während Madame Farinetti-Wüstewasser, wie sie sich nannte, noch immer die Huldigungen erwartete, die ihr das Publikum vor 20 Jahren dargebracht hatte. Wie viel Stoff also zum Haß gegen Doloroso und seine Tochter in der Wüstewasserschen Familie! — Caballucchi, der Jüngste der drei Kollegen, schien ein aufrichtiger Freund seines Landsmannes; die gute Tafel und die Freigebigkeit Wüstewassers erhielt ihn auch mit diesem im guten Einverständniß; im Herzen aber wünschte er nichts inniger als den

Tod Beider, um auf diese Weise sich zur Selbstständigkeit erheben, die Töchter seiner Kollegen entfernen und seiner Tochter ein glänzendes Loos bereiten zu können.

Antonio Doloroso war ein Venetianer von Geburt, doch schon in früher Jugend nach Deutschland gekommen. Hier wurde er von einem vorzüglichen Meister im Generalbaß unterrichtet. Sein Lehrer entdeckte ein so ausgezeichnetes Talent in ihm, daß er ihm die Unterstützung eines kunstliebenden Monarchen zu einer Reise nach Italien und Frankreich auswirkte. Bald erscholl nunmehr Doloroso's Ruhm aus Italien. In Frankreich wurde er Glucks Schüler und Freund. Auch dort entzückte er das Publikum durch ausgezeichnete Werke. Dann kehrte er nach Deutschland zurück, wo er in einer großen Hauptstadt als Kapellmeister angestellt wurde und sich verheirathete. Er hielt die Musik für die höchste Aufgabe des irdischen Daseins, und hatte schon mehrere vortreffliche Werke ge-

schaffen, als Mozart auftrat. Der Ruf dieses jungen Künstlers verbreitete sich außerordentlich schnell. Doloroso, welcher fürchtete, daß Mozart das Gestirn des neuen Tages werden würde, und der seinen Ruhm gefährdet sah, begann den deutschen Meister innig zu hassen. Ehrsucht war die Feindin seiner Ruhe; doch auch die Göttin, welche ihn begeisterte. Sein Widerwille gegen Mozart vermehrte sich noch, als Letzterer sich mit ihm in derselben Stadt niederließ. Er war dem deutschen Meister zwar nicht an Genie, wohl aber an künstlerischer Einsicht und an Kenntnissen bei Weitem überlegen. Das fühlte er, und darum konnte er nicht begreifen, wie man ein Mozartsches Werk den seinigen gleichstellen oder ihnen gar vorziehn könne. Mozart kam ihm mit allen Zeichen von Achtung entgegen; der kalte Ernst Doloroso's schreckte ihn indessen bald zurück, und so standen sich beide Künstler fortan feindlich gegenüber. Doloroso's und Mozarts Anhänger führten einen lebhaften Krieg

mit einander. Zwölf Jahre waren auf diese Weise vergangen, als Mozart starb. An demselben Tage verlor Doloroso seine Gattin im Kindbette. Das Kind blieb leben, es war Konstanze. Zwei früher geborne Kinder waren der Mutter vorangegangen. Von dem Augenblicke, wo er seine Gattin verloren hatte, bemerkte man an Doloroso eine mehr und mehr zunehmende düstre Verstimmung. Er schuf neue Werke, die seine Anhänger zu Enthusiasmus hinrissen. Die Vergötterung Mozarts war ihm Bürgschaft für seine eigne Unsterblichkeit. Mit diesem Gefühl lebte er der Kunst und seinem Kinde. Zu angestrengte Thätigkeit begann allmählig seine Gesundheit zu untergraben, so daß er endlich mehrere Jahre hindurch der Komposition entsagen mußte. Unglücksfälle hatten ihm das nach und nach erworbene kleine Vermögen wieder geraubt; sein ganzes Besitzthum beschränkte sich auf die Villa, welche er bewohnte. Unterdessen war Konstanze zur Jungfrau herangeblüht und als

Sängerin angestellt. Dies fachte seine Thätigkeit von Neuem an, und er schrieb nach langer Pause die Oper: das Fest des Belsazar, wovon er sich, vermöge der Eigenthümlichkeit des Süjets eine außerordentliche Wirkung versprach. Ein junger talentvoller Dichter hatte darin den biblischen Stoff, freilich mit großer Willkür, für die Bühne bearbeitet.

Doloroso stand jetzt bereits im ein und sechzigsten Jahre. Er war ein langer hagerer Mann. Eine gebogene Nase verlieh seinen edlen Gesichtszügen den Ausdruck des Stolzes, welcher indessen durch die bleiche Farbe der Schwermuth gemildert wurde. Aus den schwarzen Augen sprach gewinnende Freundlichkeit; das graue Haupt gebot Ehrfurcht.

Konstanze war ein wunderliches, verzogenes, reizendes Kind. Sie hatte ja der mütterlichen Aufsicht entbehren müssen. Je mehr sie mit den Launen Doloroso's zu kämpfen hatte, um so unbehaglicher fühlte sie sich im väterlichen

Hause. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit hatte ihr frühzeitig Anbeter verschafft und ihre Eitelkeit erregt. So betrat sie die Bühne. Sie befand sich jetzt mit Ludwig in demselben Alter. Doloroso stets daran gewöhnt, ihr alle Freiheit zu lassen und ihr blind vertrauend, kümmerte sich um ihren Umgang wenig.

Am Morgen nach der nächtlichen Unterhaltung Raymonds und Ludwigs saßen Vater und Tochter beim Frühstück und besprachen die neue Oper. Doloroso war heiter gestimmt. Die Hoffnung auf neue Triumphe belebte ihn. Es ist mein größtes Werk, Konstanze, sprach er, indem er sich behaglich in den Schlafrock wickelte, ich will doch sehn, ob ich den Don Juan nicht endlich überbieten kann.

„Lieber Vater," antwortete Konstanze, „wie sehr wünsche ich, daß Ihre Hoffnungen erfüllt werden mögen!"

Ich habe bereits, fuhr er fort, an meine Freunde in Frankreich und Italien geschrieben.

Es ist Alles vorbereitet. Es kann nicht fehlen. Auch im Auslande wird man groß Geschrei erheben.

„Graf Riancourt,“ sagte die Tochter, „hat mir seine ganze Hilfe zugesagt. Er läßt zweihundert Freibillets vertheilen.“

Wüstewasser, entgegnete der Vater, wird eben so viel Zischer besolden.

„Riancourt dingt so viel Klatscher, als wir haben wollen,“ tröstete Konstanze.

Ach, äußerte nun Doloroso mit einem Seufzer, es ist doch ein Jammer, daß der Kunst ein solches Bleigewicht anhängt! Uns wird doch kein reiner Triumph. — Wie gewinne ich mir nun noch die Recensenten?

„Riancourt wird sie bezahlen.“

Konstanze, wie stehst Du mit ihm?

„Er hat Geld.“

Dein Umgang mit ihm schadet Deinem Rufe.

„Pah!“

Und darum gefällt mir, da wir einmal wie-

der von dem Grafen sprechen, Dein Verhältniß keineswegs.

„Liebster Vater, das ist meine Sache.“

Ja, mein liebes Kind, Du hast Deinen Willen; aber ich meine es gut mit Dir. Könntest Du Gräfin werden, reiche Gräfin, dann freilich würde es mir angenehm sein. Mir hat die Kunst zwar Ruhm, doch wenig Geld gebracht. Hast Du denn jetzt Beweise von seiner Liebe? Er muß sich nun doch schon erklärt haben.

„Noch nicht.“

Nun dann werde ich von ihm eine Erklärung fordern. Ich will hoffen, daß er redliche Absichten hat. Die Tochter Doloroso's ist für keinen Fürsten zu schlecht.

„Ich bitte, mischen Sie sich nicht in meine Angelegenheiten! Ich denke noch nicht an's Heirathen.“

Es klopfte, Konstanze rief herein, und Raymond und Ludwig traten ins Zimmer.

Konstanze erröthete sichtbar. Sehr verbindlich äußerte Raymond, er sei ein Fremder, der dem hochberühmten Komponisten seine Hochachtung zu bezeigen wünsche. Er bemerkte dabei, daß er so eben aus Frankreich komme, wo Doloroso's Werke die verdiente Anerkennung fänden, das der Name desselben im ganzen übrigen Europa gefeiert werde, und wußte sich der Zuneigung des geschmeichelten alten Mannes so schnell zu versichern, daß dieser heiter und zutraulich Stühle herbeiholte, um eine längere Unterhaltung zu veranlassen. „Mein junger Freund, Herr Ludwig," fuhr nun Raymond fort, „ein wackerer Musiker wohnt hier mit ihnen in einer Stadt, und seine Verehrung für Sie ist so groß, daß auch er um die Erlaubniß bittet, Ihnen nahen zu dürfen."

Bei diesen Worten heftete Raymond einen durchdringenden Blick auf Konstanzen, welche ihre Fassung wieder gewonnen hatte und jenes bezaubernde Lächeln zeigte, wodurch sie stets einen

so unwiderstehlichen Eindruck auf den Jüngling hervorbrachte. Dieser war noch immer sehr verlegen. Der Kapellmeister ließ sich mit Ludwig in ein Gespräch ein, erkundigte sich was er treibe und wer sein Lehrer gewesen, und Ludwig antwortete zur Zufriedenheit Doloroso's. Sie singen auch? fragte ihn nun Konstanze sehr unbefangen. Es wäre sehr schön, setzte sie freundlich hinzu, wenn Sie zuweilen mit mir üben wollten; mein Vater thut's nicht mehr, weil ihm das Singen schon schwer wird. Ludwig erklärte sich mit Freude dazu bereit.

Das Gespräch kam auf Doloroso's neue Oper. Raymond erwähnte gegen den Kapellmeister leichthin, daß eine Kabale im Werke sei und rieth ihm, die Hauptpartie lieber der Sängerin Farinetti zu übertragen.

Ich habe Dir gesagt, lieber Vater, bemerkte nun Konstanze, daß die Farinetti auf die Partie rechnet; ich werde einen schweren Stand haben, fürchte aber nichts.

Die Partie ist nur für Dich geschrieben, setzte der Vater hinzu.

Sie sind ja erfahren, sagte Raymond, Sie wissen, daß das Schicksal einer Oper von tausend Kleinigkeiten abhängt. Drum sein Sie vorsichtig. In Wahrheit, ich beneide keinen Komponisten.

Man kämpft, man duldet, erwiederte Doloroso; aber die Kunst ist auch des Duldens werth.

Ob die Musik, wandte Raymond ein, das ist denn doch die Frage!

Befremdet richteten Vater und Tochter ihre Augen auf ihn; Ludwigs Blicke baten um Schonung.

Doch das würde zu weit führen, fuhr Raymond lächelnd fort, lassen Sie mich lieber das Nähere über den Vorfall erzählen, dessen Zeugen wir gestern gewesen sind. Ich bin zu sehr Ihr Verehrer, als daß es nicht Pflicht von mir wäre, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß einzelne

Mitglieder der Oper selbst sich gegen Sie verschworen haben.

Ich weiß schon, sagte nun Konstanze, das geht Alles von der Farinetti aus. Die Erbärmliche, die falsche Schlange!

In dem Augenblicke klopfte es wieder und die Farinetti trat ein. Beide Sängerinnen flogen einander entgegen, umarmten und küßten sich mit dem Anschein großer Zärtlichkeit. Ludwigs Herz erstarrte zu Eis.

Meine theure Freundin, sagte die Farinetti, ich komme Ihnen zu Ihrem gestrigen Triumphe zu gratuliren; Sie haben wie ein Engel gesungen. Nicht wahr meine Herren? — Wie freue ich mich zu Ihrer neuen Partie in Ihres Herrn Vaters Oper! Nun ich hoffe doch, daß Sie auch mir bald etwas zu thun geben werden, nicht wahr, Herr Kapellmeister? —

Ei, gewiß, antwortete Doloroso, auch im Fest des Belsazar habe ich Sorge für Sie getragen.

So, so? Ja, ich habe davon gehört. Sehn Sie, liebe Konstanze; ich soll die Königin, Ihre Mutter sein; aber das geht doch nicht; Ihre Schwester, Ihre Freundin; das wäre etwas Andres. Das bin ich gewiß von ganzer Seele.

Die Partie ist aber auch sehr dankbar, wandte Doloroso ein; nur diesmal liebe Madame Farinetti erweisen Sie mir die Gefälligkeit!

Ei, lassen Sie doch Signora Caballucchi singen, fuhr die Farinetti fort, dann haben Sie ja zwei Sängerinnen. Geben Sie dieser die Partie Ihrer Tochter, und Sie, liebe Konstanze, können ja die mir bestimmte Partie singen.

Madame Farinetti konnte ein höhnisches Lächeln nicht verbergen. Konstanze wurde leichenblaß. Den Scherz können Sie sich sparen, sagte sie zitternd vor Verdruß und wandte sich zu Ludwig. Welche Frechheit! sagte sie leise

zu dem Jüngling, der sich in der Geliebten mit verletzt fühlte.

Allein die Geduld der Farinetti war jetzt am Ende. Scherz? brausete sie auf; wie viel sind Sie denn jünger, als ich, Konstanze? Genug, ich singe in der Oper nicht, und daß Sie es nur wissen, auch die Caballucchi wird sich weigern.

Nun nahm Raymond das Wort. Er suchte der in ihrer Eitelkeit gekränkten Frau auseinanderzusetzen, daß es nur zur Vergrößerung ihres Ruhms beitragen werde, sie auch in einer Mutterrolle kennen zu lernen, er sagte ihr, daß dergleichen Nebenrücksichten dem wahren Künstler fremd sein müßten, daß überdieß in einer Oper des gefeierten Doloroso die Uebernahme einer jeden Partie zur Ehre gereiche, sprach von seinem Einflusse auf die vorzüglichsten Journale des In- und Auslandes, und wußte so geschickt und beredt die angenehmsten Schmeicheleien einzustreuen, daß Madame Farinetti allmälig ganz umge-

wandelt sich zeigte, und endlich zur größten Freude Doloroso's die Partie annahm.

Als sie sich hierzu bereit erklärte, hatte sie Konstanzen gerade den Rücken zugewandt. Diese schabte ihr schadenfroh ein Rübchen und nickte dem Jüngling dabei vertraulich zu; dann aber sprang sie schnell auf, und fiel ihrer Freundin mit lauten Aeußerungen des Dankes um den Hals. Abermals fühlte Ludwig sein Herz zu Eis erstarren! Während Doloroso, Raymond und die von dem Letztern ganz bezauberte Farinetti mit einander weiter sprachen, winkte Konstanze den Jüngling in eine Fensternische. Er trat ihr mit einer leichten Wolke auf der Stirn näher, die aber augenblicklich verschwand, als er in des Mädchens glänzende Augen blickte. Denken Sie nichts Böses von mir, flüsterte sie ihm freundlich zu, es ist einmal nicht anders beim Theater. Ich weiß, sie haßt mich, und da bin ich eben so gegen sie. Verstellung, das ist bei uns die Losung! —

„Muß man aber nicht befürchten,“ sagte Ludwig, „daß in dem steten Bestreben sich zu verstellen, welches dem Künstler auf der Bühne sowohl als im Leben obliegt, der innere Mensch verloren geht, daß man den Künstler in seiner wahren Gestalt nie kennen lernt?“ —

Es ist sehr klug, antwortete Konstanze lächelnd, sehr politisch, anders zu scheinen, als man ist; die wahre Gestalt muß nur den — Auserwählten gezeigt werden, den Personen, welchen man vertrauen darf.

„Ach, verehrte Demoiselle, welche Grundsätze!“ —

Sie entstehn sehr früh, wenn man sich der Bühne gewidmet hat.

„Ja wohl, denn die Bühne repräsentirt das Leben in seinen tausendfachen Verwickelungen. Der Schauspieler macht in wenigen Jahren den großen Kursus, zu dem ein Anderer das ganze Leben braucht!“ —

Und Sie wundern sich über das, was ich sagte?

„Ich wundere mich nicht; aber ich betrübe mich!“

Sie sind ein wenig Hypochonder.

„Ein Thor bin ich, daß ich mir den seeligsten Augenblick meines Lebens durch finstere Betrachtungen verkümmere. Vergeben Sie mir. Ich bin glücklich, denn endlich wird mir das Glück einer Unterredung mit Ihnen.“

Ich dächte, sagte Konstanze mit niedergeschlagenen Augen, schon öfters hätten Sie Gelegenheit gehabt, mich anzureden.

„Ich wagte es nicht, — ich fürchtete Sie zu beleidigen. — Ueberdieß jener Offizier — — — jener vornehme Offizier.“ —

Wenn ich nun in dieser Beziehung auch anders erscheine, als ich wirklich bin?

„Wie kann ich das glauben; Sie sind seine unzertrennliche Begleiterin! Doch vergeben Sie.“

Sie thun mir Unrecht. Die Verhältnisse nöthigen mich, seine Bewerbungen anzuhören.

„Sie schaden sich, theure — Konstanze, o gestatten Sie mir, Sie so zu nennen; Sie schaden sich — man spricht darüber.“

Darauf acht' ich nicht.

„Wie, das Urtheil der Welt.“ —

Ist mir gleichgiltig, wenn ich mich frei weiß von Schuld. Ich bin kein gewöhnliches Erdenkind, Herr Ludwig. Sie sehn, ich habe gelernt, mich in der Welt zu bewegen.

„Ach Konstanze!“ —

Heiter, heiter! Fort mit den Grillen. Ich liebe den Frohsinn. Lassen Sie uns sogleich ein Duett versuchen. — Was wollen wir singen? —

„Bestimmen Sie.“

Ihnen bleibe die Wahl.

„Ein Duett aus Don Juan?“

Nein, nein. Ich muß Ihnen von einer Schwäche meines Vaters sagen. Mozart war sein Feind. Sie haben lange Zeit zusammen

rivalisirt, darum hört mein Vater nicht gern von ihm.

„Aber Mozart ist ja todt!“

Wohl wahr; aber die Abneigung ist geblieben. Es ist eine Schwäche.

„Wählen Sie denn; ich bitte darum.“

Konstanze trat ans Fortepiano, wo Rossini's Tankred aufgeschlagen lag. Herr Ludwig wird die Güte haben, mit mir zu singen, sagte sie zu den Uebrigen. Wählen Sie, fuhr sie zu Ludwig gewandt fort, hier liegt Tankred, die neuste Oper Rossini's, die jetzt so viel Aufsehn macht. Oder wollen Sie etwas Anderes singen?

„Was Ihnen beliebt,“ antwortete Ludwig, und setzte sich ans Fortepiano.

Wähle Gluck, sagte Doloroso.

Warum? fragte Raymond.

Er gehört der wahren Kunst noch an, erwiderte der Kapellmeister; Rossini bezeichnet die neue Schule des verderbten Geschmacks.

Raymond lächelte.

Ich singe sehr gern von Rossini, bemerkte die Farinetti. Er ist doch so sehr melodiös, und schreibt so sehr dankbare Bravourarien.

Raymond lächelte noch mehr.

Wohl möglich, fuhr Doloroso fort; allein nichtsdestoweniger ist Rossini ein Schandfleck in der Geschichte der Musik.

Wie so? fragte nun Raymond mit demselben Lächeln.

Weil er sein eminentes Talent so schlecht benutzt, entgegnete der Kapellmeister, weil er aller dramatischer Wahrheit Hohn spricht, weil seine Musik oft mit den Worten des Textbuches im grellsten Kontraste steht, weil er den Schmerz oft mit einem Walzer, die Freude mit Trauertönen begleitet, weil er entweder durch die Ueberfülle seiner süßlichen Melodien Ekel erregt, oder durch das Gerassel der türkischen Trommel, durch das gellende Getöse der Becken und Pikkelflöten die Ohren zersprengt! Denn er instrumentirt wie ein Wahnsinniger.

Was halten Sie von Spontinis Vestalin? unterbrach ihn Raymond.

Sie ist ein ausgezeichnetes Werk, antwortete Doloroso.

Und finden Sie darin nicht, fuhr Raymond fort, auch eine gewaltige Instrumentation; ist diese nicht noch gewaltiger im Kortez, und am gewaltigsten in seiner eben erschienenen Oper Olympia, die ich in Paris gehört?

Die Vestalin nehme ich in Schutz; allein im Kortez macht mir dieser Komponist einen eben so großen Skandal, als Rossini, und wenn Sie mir sagen, daß er in Olympia, die ich nicht kenne, mit noch größern Massen auftritt; so scheinen sich Rossini und Spontini verbrüdert zu haben, die Kunst zu Grabe zu tragen.

Ludwig war aufgesprungen. Ein Verehrer Spontini's glaubte er eine solche Verunglimpfung nicht ertragen zu dürfen. Bester Herr Kapellmeister, rief er aus, wie mögen Sie doch Spontini und Rossini in irgend eine Be-

ziehung zu einander bringen? Welch ein geniales Werk ist der Kortez!

Ja, aber Sänger und Sängerinnen werden durch die Instrumentation erdrückt.

Das fühle ich, wenn ich die Amazyli singe, ließ sich hier Madame Farinetti vernehmen.

Genug, der jetzige Geschmack ist verderbt, sprach Doloroso weiter, und der Himmel weiß, wohin das führen wird.

Ich kann keineswegs anerkennen, daß der jetzige Geschmack verderbt sei, nahm nun Raymond wieder das Wort.

Also Sie billigen, fragte Doloroso, diese Massenmusik, welche die Ohren zerreißt? —

Jedenfalls, antwortete Raymond. Sie ist nicht besser und nicht schlechter, als die Musik einer früheren Periode gewesen ist, oder als es die Musik einer spätern Zeit sein wird.

Aber es kann doch nur das Wahre und Schöne bestehn.

O nein, o nein! Ach, auch ich träumte die-

sen Traum! Was ist das Wahre, was das Schöne? Lassen Sie uns abbrechen, Herr Kapellmeister. Dies Gespräch führt zu weit. Wir kennen uns noch zu wenig, um uns zu verstehn. Mein Leben ist der Kunstbetrachtung geweiht gewesen. Das Resultat, welches mir geworden, ist für mich befriedigend, für Andre vernichtend. Lassen Sie immerhin aus Tankred singen. Tankred oder Vestalin, Iphigenie oder Cosi fan tutte, Axur oder Brennus — es ist Alles eins! Sie zürnen über Rossini's große Trommel, über Spontini's Massen! — Lieber Gott, gedenken Sie nicht der Charfreitagsmusik Sarti's in Petersburg, der sein ungeheures Orchester und Gesangpersonal durch hundert russische Hörner verstärkte? Gedenken Sie nicht seines Te Deums nach der Einnahme von Oczakow, wo er diesen Massen noch Kanonenschüsse hinzufügte, indem Kanonen von verschiedenem Kaliber taktmäßig abgefeuert, an einzelnen Stellen den Baß brüllen mußten? Wo bleibt

dagegen Spontini's Orchester, Rossini's Pickelflöte und Türkentrommel? Und Alles das geschah im Jahre 1785, vor nunmehr fast 30 Jahren! hat es Nachahmer gefunden? Nein, es ist vorübergegangen. Nun sehn Sie, so wird auch das neue Massenwesen vorübergehn! —

Doloroso nickte freundlich. Ja, gewiß sagte er, die Verderbniß des Geschmacks ist nur vorübergehend.

Aber Raymond war sehr ernst geworden. Armer Doloroso, armer Komponist, dachte er bei sich, Du verstehst mich nicht. Du befindest Dich auf derselben niedrigen Stufe der Erkenntniß, wie alle übrigen, selbst die größten Musiker. — Die Wahrheit würde Dich, würde Alle vernichten.

Nun Konstanze, fuhr der Vater zur Tochter gewandt fort, so sei es denn Rossini; singen Sie mit ihr, lieber Herr Ludwig, ein Duett aus Tankred.

Und beide sangen; Ludwig akkompagnirte

Ihre jugendlichen, vollkräftigen Stimmen durchdrangen einander; die Empfindung und der Wunsch, sich gegenseitig in größter Vollkommenheit zu zeigen, machten die Leistung zu einer so außerordentlichen, daß die Zuhörer in laute Beifallsbezeigungen ausbrachen. Wie schön singen Sie! flüsterte der Jüngling. Konstanze aber bat ihn inständigst, sich oft zur Uebung bei ihr einzufinden. Wären Sie doch beim Theater, setzte sie leise hinzu, welche Triumphe würden wir Beide erleben!

Madame Farinetti empfahl sich. Konstanze überschüttete sie mit Küssen. Ich bin so voll Freude, sagte sie, als ihre Nebenbuhlerin das Zimmer verlassen hatte, leise zu Ludwig, der heutige Tag wird mir unvergeßlich bleiben.

Auch mir, sagte Ludwig entzückt; ach, könnte ich ewig bei Ihnen sein!

Beide traten, während Raymond mit dem Kapellmeister sprach, wieder in die Fensternische.

Widmen Sie Ihre schöne Stimme ebenfalls dem Theater, fuhr hier Konstanze fort.

„Und wenn ich Ihnen bekenne, antwortete Ludwig, daß es schon meine Absicht gewesen ist, zum Theater überzugehn, um — Ihnen oft nahe zu sein?“

Das wäre herrlich! flüsterte Konstanze. Was ist Farinetti gegen Sie. Thun Sie das, und er ist vergessen; die ganze unerträgliche Clique ist dann mit einem Male in die Flucht geschlagen.

„Konstanze, denken Sie nur daran?“

Ich habe ihnen schon vorhin gesagt, daß ich weiß', wie sehr man mich haßt. Farinetti ist ein Verleumder, es ist natürlich, das ich ihn los sein möchte.

Ludwig gedachte bei diesen Worten der Scene vom gestrigen Abend, und mußte sich einräumen, daß Konstanze Recht habe. Allein der Jüngling erblickt so gern in seiner ersten Liebe ein Ideal; es schmerzt so bitter, die Ge-

liebte auf moralischer Unvollkommenheit zu ertappen. Konstanze erkannte seine Empfindungen.

Sie sehn so ernst, sagte sie mit bezaubernder Freundlichkeit, ich gebe mich Ihnen, wie ich bin, ohne Hehl, mit der Offenherzigkeit, welche Sie verlangen, und damit sind Sie nun wieder nicht zufrieden!

Was konnte Ludwig anders thun, als dem Zauber, der ihn gefesselt hielt, nachgeben? Ja Konstanze, sagte er leidenschaftlich, Sie sind gewiß gut, ich werde Ihnen von jetzt an näher stehn, ich will Ihr Schutzgeist sein. — Es ist entschieden; ich werde Sänger.

Das habe ich so eben dem Herrn Kapellmeister gesagt, unterbrach ihn Raymond, der die letzten Worte des Jünglings vernommen hatte. Herr Doloroso findet, daß Sie einen guten Grund gelegt haben, und will sich Ihrer fernern Ausbildung, so weit es seine kostbare Zeit erlaubt, gütig unterziehn.

Wie soll ich Ihnen für diese große Auszeich-

nung danken, verehrter Herr Kapellmeister! sagte Ludwig entzückt.

Nichts davon, antwortete Doloroso, es macht mir Freude das Talent zu heben. Sie sind ein Sänger für meine Heldenpartien, wie ich ihn noch nicht gehabt habe. Mit Ihnen und meiner Tochter zusammen stürme ich den Parnaß.

Egoismus! dachte hier Raymond. Aber Ludwig war nur voller Freude. Er sah sich nun schon im Voraus täglich bei Konstanzen. Raymond empfahl sich; Doloroso bat ihn inständigst um recht baldige Wiederholung seines Besuchs; Ludwig hatte den Muth, seiner Geliebten die Hand zu küssen. Ein leiser Druck machte ihn zum glücklichsten Menschen.

Auf der Treppe begegnete ihnen Graf Riancourt, der sich stolz und vornehm an ihnen vorbeidrängte und zu Konstanzen hinaufging. Der Jüngling erblaßte vor Eifersucht.

Das war er! flüsterte er Raymond zu, indem er heftig dessen Hand faßte.

Wer? fragte Raymond ruhig.

Riancourt, mein — Nebenbuhler.

Raymond schwieg. Auf der Straße angekommen, fragte er indessen: „Nun, mein Freund, wie gefällt Ihnen Konstanze?“

Ach, was soll ich antworten? erwiederte Ludwig. Ich bete sie an, das ist Alles.

„Sie haben Flecke in ihrem Charakter gefunden, nicht wahr, Ludwig?“

Leider ja. Dennoch zweifle ich nicht an ihr.

„Ich habe sie genauer beobachtet, als Sie glauben mögen. Das Mädchen gefällt mir nicht.“

Ach, schlecht ist sie gewiß nicht. Mein Freund und Wohlthäter, zerstören Sie mir nicht diesen Glauben, der das Glück meines Lebens ausmacht!

„Haben Sie die Ueberzeugung ihrer Gegenliebe?“

Ich glaube, ja.

„Ich glaube, nein. Sie liebt, wie ihr Vater, nur sich selbst.“

O Gott!

„Ich kann mich täuschen. Wir wollen vorsichtig auf der betretenen Bahn fortschreiten. Haben Sie des Verhältnisses mit Riancourt erwähnt?“

Ja. Sie versicherte, daß sie genöthigt sei, die Bewerbungen des Grafen anzuhören.

„Nun, von jetzt an werden wir Konstanzen ja täglich besuchen können. Es wird nicht schwer werden den Stand der Dinge zu erforschen.“

Drittes Kapitel.

Schon waren mehrere Proben von Doloroso's Oper abgehalten worden. Durch Madame Farinetti hatte derselbe die ganze Wüstewassersche Partei gewonnen. Die Vorbereitungen zur Aufführung nahmen seine Zeit so ganz in Anspruch, daß er sich mit dem Unterricht Ludwigs nicht befassen konnte. Dieser besuchte Konstanzen täglich, und war um so glücklicher, als sich Riancourt einer dringenden Geschäftsreise wegen auf einige Zeit von ihr beurlaubt hatte. Zuweilen lud Raymond die kleine Familie Abends zu sich ein, wo man musicirte und plauderte. Der Kapellmeister hatte besonders Ludwig sehr lieb gewonnen, dessen feurige Begeisterung für die Kunst ihm wohlthat, während er die Zurückhaltung Raymonds, wenn

es sich von Ansichten über die Musik handelte, nicht begreifen konnte. Raymond verbreitete sich über alle Gegenstände des menschlichen Wissens mit tiefer Einsicht, seine Betrachtungen über die Kunst zeigten, daß er den Geweihten angehöre, über die Musik insbesondere sprach er wenig, oder doch stets in Räthseln.

So war endlich der Tag herangekommen, wo das Fest des Belsazar aufgeführt werden sollte, Morgens um 10 Uhr erhielt Doloroso plötzlich folgendes Billet:

„So gern ich Ihnen gefällig sein möchte, hochgeehrter Herr Kapellmeister, so sehe ich mich doch zu meinem Bedauern genöthigt, Ihnen anzuzeigen, daß ich in Ihrer Oper nicht auftreten kann. Einerseits darf ich die Stimme meiner Freunde nicht unbeachtet lassen, welche mich wiederholentlich versichern, daß ich mir einen unberechenbaren Schaden zufügen würde, wenn ich, so jung an Jahren, schon eine Mutterrolle übernehmen wollte, andererseits aber befinde ich mich wirklich schon seit

einigen Tagen recht unwohl. Ich küsse meine liebe Konstanze und verharre hochachtungsvoll Ihre ergebene Dienerin

Leopoldine Farinetti-Wüstewasser.

Man wird sich denken können, welchen Eindruck dieses Billet auf Doloroso machte. Konstanzens reizender Mund sprudelte über von häßlichen Verwünschungen. Da erschien Raymond. Man reichte ihm das Billet entgegen. Er lächelte blos. Was soll ich machen, rathen Sie! sagte der geängstigte Kapellmeister.

Aber mein theurer Freund, antwortete Raymond, wie kann ein so geringfügiger Umstand Sie, den erfahrenen Mann, in Harnisch jagen? Wie kann Sie das in Verlegenheit setzen? Ich bin doch überzeugt, daß Sie bei Ihren Opernaufführungen unzählige Mal ähnliche und viel schlimmere Verlegenheiten erlebt haben. Das sind die Seeligkeiten der Kunst!

Ach freilich, sind mir diese Kapricen nicht neu,

entgegnete Doloroso; aber am Tage der Aufführung ist mir so etwas doch noch nicht begegnet.

Nun, was schadet das? fuhr Raymond fort, — lassen Sie die Partie von einer andern Sängerin einstudiren und die Oper später geben.

Liebster Freund, sagte Doloroso betreten, bedenken Sie doch — Alles ist auf heut vorbereitet — die beiden Herzöge von **, die Fürsten von * und ** sind ausdrücklich deshalb hergekommen. —

Ich will zu ihr, sagte Konstanze, ich will ihr vorhalten, daß sie eine elende, wortbrüchige, eingebildete Närrin ist!

Damit würden Sie Ihren Zweck schlecht erreichen, wandte Raymond ein. Ueberlassen Sie mir, die Sache in's Geleise zu bringen.

Wenn Ihnen das gelingt, vortrefflicher Herr Raymond, sagte nun Doloroso mit einem Schimmer von Hoffnung auf seinem traurigen Gesicht, so werden Sie mich zu Ihrem ewig

dankbaren Schuldner machen. Ich bitte Sie, die beiden Herzöge von **, welche Ehre!

Armer Mann! dachte hier Raymond wieder. Wie kann ein so ausgezeichneter Künstler so sehr von Eitelkeit und Ehrsucht durchdrungen sein! Und wie traurig, daß ein Komponist, dessen Werke die Welt entzücken, mit solchen Jämmerlichkeiten zu kämpfen hat, bevor es ihm gelingt, ein neues Werk nur zur Ansicht hinzustellen! —

Wenn Sie glauben, die Farinetti zur Nachgiebigkeit zu bewegen, bemerkte Konstanze, so sind Sie im Irrthum. O, nun begreife ich, weshalb sie in der gestrigen Generalprobe so höhnisch lachte! Das war Alles im Voraus abgekartet!

Nun, ich gehe sofort zu ihr, erwiderte Raymond. Ich habe einen Talismann, und ich denke, es soll mir gelingen.

Er empfahl sich, und Vater und Tochter blieben in großer Aufregung zurück. Nach drei

Viertelstunden ungefähr wurde ein zweites Billet von Madame Farinetti gebracht. Es lautete:

„Bester Herr Kapellmeister! Gleich nach Ab„sendung meines Billets von vorhin, habe ich „mir über dasselbe recht große Vorwürfe gemacht. „Das Vertrauen eines so ausgezeichneten Kom„ponisten ist mir zu schmeichelhaft, als daß ich „nicht, selbst mit Aufopferung versuchen sollte, „demselben zu entsprechen. Wiewohl ich noch „immer unwohl bin, so folge ich doch dem An„triebe der Freundschaft und Verehrung für Sie, „und dürfen Sie heut Abend und immer mit „Bestimmtheit auf mich zählen.

„Ihre ergebene Dienerin
F—W.“

Und wie war es Raymond gelungen, diese Umänderung des Entschlusses zu bewirken?

Am Abend der Aufführung strahlte dem Publikum von dem blendend weißen Halse Leopoldinens ein bis dahin noch nicht gesehener Schmuck entgegen, und am folgenden Tage las

man in der Hauptzeitung der Stadt folgende Recension:

„Gestern Abend wurde hier bei überfülltem Hause das Fest des Belsazar, eine neue große Oper des um die Kunst so hochverdienten Kapellmeisters Doloroso gegeben. Wir behalten uns vor, über das klassische Werk nach mehrmaliger Anhörung ausführlicher zu berichten, und beschränken uns für jetzt darauf zu erwähnen, daß es den Beifall aller Kenner erhalten hat. Die Aufführung war unter der Leitung des Komponisten vorzüglich. Besondern Dank und lebhafte Anerkennung verdient unsre gefeierte Sängerin, Madame Farinetti-Wüstewasser, die, vom reinsten Kunsteifer beseelt, mit der gütigsten Bereitwilligkeit die ihren Reizen und ihren Jahren durchaus nicht angemessene Rolle der Königin übernommen und selbst ohne Rücksicht auf eine momentane Unpäßlichkeit mit Kunst und Liebe durchgeführt hatte. Sie gab uns das Bild einer liebreizenden, jugendlichen Mutter. Nächst ihr

verdient die Tochter des Komponisten, Dlle. Doloroso der dankbarsten Erwähnung u. s. w. u. s. w. Die Anwesenheit mehrerer fürstlicher Personen verherrlichte den Abend."

Es war aber jener Schmuck ein Geschenk Raymonds, und ebenso rührte diese Recension von ihm her. Durch die Ueberreichung des erstern und durch das Versprechen, in der letztern auf Leopoldinens Jugendlichkeit aufmerksam machen wollen, hatte er die in ihrer Eitelkeit gekränkte Frau gewonnen. Bei seiner Unterredung mit Leopoldinen war deren Mann zugegen gewesen. Dieser hatte nicht ohne Verlegenheit die Entdeckung gemacht, daß Raymond der Zeuge seiner neulichen Aeußerungen über Konstanzen, ein Freund der Dolorososchen Familie sei, sich mit Trunkenheit entschuldigt und um so bereitwilliger seine Zustimmung zu der Mitwirkung seiner Frau gegeben. —

Am Morgen nach der Aufführung erschienen Raymond und Ludwig bei Doloroso, um

ihm zur Aufführung Glück zu wünschen. Sie fanden Beide keinesweges in besonderer Laune. Die Oper hatte, wie sehr richtig in der Recension bemerkt worden war, den Beifall der Kenner erhalten; aber nicht den Beifall der Menge. Doloroso's Zeit schien vorüber; die neuere italienische Schule begann ihre Rechte geltend zu machen. Konstanze war in den Hauptstellen nicht genug beklatscht worden. Während Raymond ihren Vater tröstete, warf sie schmollend den schönen Mund auf und machte Ludwig den Vorwurf, daß er das Publikum nicht zu Beifallsbezeigungen anzuregen gesucht. Ludwig entschuldigte sich, und versicherte, daß er im Gegentheil stets zuerst geklatscht habe, ja daß er einmal in die Gefahr gerathen wäre, sich und Konstanzen lächerlich zu machen, weil Niemand dem von ihm gegebenen Impulse gefolgt sei.

Wenn Sie mich liebten, sagte nun Konstanze verdrießlich, so würden Sie die nöthigen Freibillets gekauft und unter Ihre Freunde ver-

theilt haben. Wäre Riancourt hier, hätte die Oper einen andern Erfolg gehabt.

Konstanze, antwortete der Jüngling schmerzlich verletzt, was muß ich hören! Es waren ja auch viele meiner Freunde anwesend; allein bedenken Sie doch, da das Publikum nicht einstimmte, würden wir Ihnen ja geschadet haben. Nichts ist beschämender, als wenn man einzeln klatscht.

Nicht mehrere Freibillets; nein hundert mußten wenigstens ausgetheilt sein. Riancourt hätte dafür Sorge getragen.

„Konstanze!“

Sie glauben, daß mir das gleichgiltig sein könne. Sie werden ja nun bald selbst auftreten und dann erfahren, wie es thut, wenn man gleichgiltig aufgenommen wird. Am meisten beklage ich meinen Vater. Alle seine Hoffnungen sind vernichtet.

„Nun, das nächste Mal“ —

Das ist vergebens. Die Oper wird nicht

wieder gegeben werden. Mein Vater sieht dies voraus.

„Wie, das klassische Meisterwerk eines anerkannten Komponisten?“

Sie kennen die Leiden noch nicht, mit denen der Komponist zu kämpfen hat. Doch hören Sie, mein Vater spricht heftig.

Ich habe es satt! rief Doloroso eben aus. Ich sehe ein, daß ich ein Thor bin! Da habe ich nun ein Paar Jahre meines Lebens wieder darauf verwendet, dem Publikum einen Kunstgenuß zu verschaffen. Was ist mein Lohn? Niemand denkt daran, daß dem Künstler durch jedes Kunstwerk, welches er mit Anstrengung geschaffen hat, ein guter Theil seiner Lebenskraft entzogen wird, weil er diese auf seine Schöpfung überträgt.

Nein, mein Freund, antwortete Raymond, das erkennt Niemand. Und mehr wie jede andre Kunst reibt die Musik auf. Der Komponist soll alle seine Lebensgeister anstrengen, damit ein Maul-

affe sein Werk göttlich schön, oder ein anderer unwissender Lump es schlecht finde. Er soll Mißgunst, Neid und Intrigue ertragen um den Leuten ein Plaisir zu machen, er soll sein Lebensmark an ein Werk verschwenden, welches, wie trefflich es auch sei — zuverlässig der Vergessenheit verfällt; er soll —

Halt, unterbrach ihn hier Doloroso, Sie gehn zu weit! Der einzige wahre Lohn eines großen Komponisten für alle Leiden hienieden ist Unsterblichkeit.

Armer Freund! fuhr Raymond fort, während er den alten Mann mitleidig betrachtete. Es wäre grausam Sie zu enttäuschen, Ihnen den Lebensabend zu verkümmern! —

Sprechen Sie, sprechen Sie, entgegnete Doloroso; ob ich Ihrer Ansicht beitreten werde, ist doch die Frage. Ist Gluck nicht unsterblich?

„Lassen Sie uns abbrechen.“

Indem wurde ein Brief gebracht. Er war von Brummbein, und enthielt ein Zeitungsblatt,

worin sich eine sehr lobende Recension über Doloroso's Oper befand. Der Schreiber des Briefes nannte sich enthusiastischer Verehrer des Kapellmeisters und schloß mit dem Ersuchen um ein Darlehn von 20 Thalern.

Wenn ich ihm die nicht schicke, sagte Doloroso, so reißt er mich morgen eben so sehr herunter, als er mich heute gelobt hat.

Das unterliegt keinem Zweifel, äußerte Konstanze.

Gestern früh, bemerkte Doloroso weiter, schickte mir ein hiesiger Journalist seine neue Zeitschrift und versprach mich zu loben, wenn ich sein Blatt halten würde. Da meine Oper bevorstand, sagte ich sogleich zu. Es hilft schon nichts; die Leute haben uns in Händen.

Beglücktes Dasein der Komponisten! rief hier Raymond mit Bitterkeit aus. Nun Ludwig, wie gefällt Ihnen das musikalische Leben und Treiben?

Die Vorwürfe welche hier gemacht werden,

entgegnete Ludwig, gelten dem Recensentenwesen.

Nun ja, erwiderte Raymond; wir sprechen hier aber vom Einfluß des Recensentenwesens auf die Musik und ihre Anhänger. Die Kritiker unserer Tage sind in der Regel nicht im Stande, ein Kunstwerk zu durchdringen und kommen daher auch nicht zur Erkenntniß. Sie machen nur Ausstellungen nach ihrer subjektiven Ueberzeugung. Kritisiren heißt bei ihnen entweder herunterreißen, oder mit vornehmer Kälte abfertigen. Ihnen gegenüber stehn die Enthusiasten, die alles göttlich finden. Am jämmerlichsten aber sind die Jüstemilieu-Männer welche weder kalt noch warm werden. Nein, man muß warm sein, wo der Strahl des Kunstwerks trifft; kalt, wo das Feuer erloschen ist. — In der Regel ist keiner dieser Recensenten werth, dem Künstler die Schuriemen aufzulösen. — Für solche Lumpe aber müht sich der Künstler. Bleiben Sie bei Ihrem Entschlusse mein Freund,

schreiben Sie keine Note mehr. Ruhen Sie aus auf Ihren Lorbeeren!

Aber theurer Herr Raymond, wandte Ludwig ein, ich denke der Komponist schreibt weder für die Menge noch für die Geweihten, noch endlich für die Recensenten; sondern nur für die Kunst selbst! —

Schöne Redensarten! antwortete Doloroso.

Das wäre der Mühe werth; setzte Konstanze hinzu.

Sie haben Recht, Ludwig, fuhr Raymond fort, nur läßt sich Ihr Princip nicht auf die Musik anwenden. Sie steht als Kunst zu tief!

Wie, was sagen Sie? riefen Doloroso, Ludwig und Konstanze.

Ich wiederhole, lassen Sie uns abbrechen, antwortete Raymond.

Der Himmel weiß, was Sie für Ansichten von der Musik haben, versetzte der Kapellmeister.

Mein theurer Freund, sagte nun Ray-

mond, eine große musikalische Künstlerlaufbahn liegt hinter mir. Ich dachte einst, wie Sie. Auch Freund Ludwig ist noch tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Musik die erhabenste Kunst sei. Er träumt den schönen Traum; ich bin erwacht. Fremde Erfahrungen nützen nicht. Ich habe daher seinen Wünschen nachgegeben; der größte Meister wird ihn fördern; er mag Alles thun, was zum Ziel führt. Ich sorge dafür, daß ihm nach und nach die Schleier sich lösen. Was ich jetzt auch einwenden wollte, er würde mich noch nicht begreifen. Allein heut bei Ihnen ist ihm schon eine große Lehre geworden.

Alle Unannehmlichkeiten, welche Herrn Doloroso jetzt betroffen haben, ändern meine Ansicht von der Kunst keinesweges, antwortete Ludwig.

Empfänden Sie alle diese Qualen selbst, entgegnete Konstanze, so würden Sie doch etwas erschüttert werden.

Ich meinerseits, sagte Doloroso, fühle

mich wirklich angegriffen, und ich glaube, es ist der Inhalt des Gesprächs, der mich so afficirt hat.

Trösten Sie sich, erwiderte Raymond, ich werde eine Recension über Ihre Oper schreiben. Ich habe nur eins an dem Werke auszusetzen: es währt fast 4 Stunden. Eine Oper darf nicht länger als 3 Stunden dauern. Der Zuhörer wird sonst abgespannt. In dem Bestreben, Außerordentliches zu leisten, haben Sie zu viel gegeben. Kürzen Sie daher das Werk.

Man schied. Doloroso war betrübt. Er merkte wohl, daß er sich vor Raymonds tieferer Einsicht beugen müsse; doch wollte er es noch nicht eingestehn. Die Erinnerung an alle früheren Triumphe seines Lebens vermochte seinen Geist nicht zu erheben. Er fühlte sich unaussprechlich arm und leer. Nachmittags, als ihn Konstanze verlassen hatte, nahm er seine Partitur zur Hand, und begann, nach Raymonds Rath, einzelne Musiknummern zu verkürzen.

„Eine Stunde soll heraus," murmelte er vor sich hin, „die Stunde, die ich wegschneide, enthält ein halbes Jahr ernster Anstrengung. Ich hab's mit Begeisterung geschrieben, und nun muß ich es opfern, bloß weil es zu lang sein soll! — Doch er hat Recht. Die Oper währt wirklich etwas lange. Es sei daher. — Dies Lied — fort. — Diese Arie? Fort mit dem Ritornell. — Aus dem Finale? — Diese 60 Takte mögen weichen. Dieser Chor, so originell, so großartig. Niemand hat ihn beklatscht. — Jämmerliche Menschheit! — Weshalb quält sich der Künstler? — Fort denn auch mit Dir, armseeliger Chor, von dem ich Wunder erwartete. Nein, ich will nicht mehr schreiben. Ich will in eine Einöde fliehn. Als ich hieher kam, wie betete man mich an! Mit welcher Begeisterung wurde meine Musik aufgenommen! — Das ist vorüber. Jene Werke, die noch vor wenigen Jahren entzückten, sind vom Repertoir verschwunden . . . . Ihn aber, der längst todt, ihn

hört man! Don Juan, die Zauberflöte, die Entführung, Figaro, **cosi fan tutte**, und wie sie alle heißen mögen, diese kostbaren Edelsteine, sie strahlen noch immer! — Das macht, weil er todt ist. . . . So war denn Alles vergebens! — Ich selbst habe dazu beigetragen, ihn zu heben! O Mozart!“

Doloroso hatte diesen Namen unwillkührlich laut ausgesprochen. Entsetzt sprang er auf und blickte wild umher. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und seufzte tief. Langsam schritt er durch das Zimmer. Vor dem Spiegel blieb er stehn und betrachtete sein bleiches Gesicht, seine grauen Locken. „Er ruht in Frieden,“ dachte er bei sich, „und ich wandle, dem Alter verfallen, ruhelos umher. Was hab' ich gewonnen? — Wäre ich todt, dann würde auch ich erst vollständig erkannt werden. Ja, ich sehne mich nach dem Tode. Mit meinem Tode beginnt ja erst mein Leben.“

Er trat wieder an die Partitur; allein er

hatte die Lust verloren, sich damit zu beschäftigen. Ihm war so ängstlich im Zimmer; er kleidete sich daher an, und besuchte die Promenade, welche um die Stadt führte. Hier begegnete ihm der Baron von Klingen, ein Dilettant und guter Bekannter. Sie begrüßten sich und der Baron gratulirte zur gestrigen Aufführung der Oper. „Ein schönes Werk, ein gediegenes-klassisches Werk, liebster Herr Kapellmeister,“ setzte er hinzu: „ganz Ihres Namens würdig; aber — nehmen Sie es nicht übel, ein wenig ernst, viel Harmonie, viel Tiefe; man will jetzt leichtere Waare, Melodien, Tanzrhythmen. Sie und Cherubini sind die größten jetzt lebenden Meister, ohne Zweifel; allein Rossini und Konsorten und die neueren Franzosen, gestehn Sie's nur, haben so etwas Pikantes, so etwas Einschmeichelndes. Wenn ein Mann wie Sie einmal eine Oper in diesem Geiste schreiben wollte, das müßte ein himmlisches Gaudium sein!“

Wie dem Kapellmeister bei dieser Anrede zu

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Muthe wurde, läßt sich denken. Er antwortete nichts. Der redseelige Baron fuhr fort:

„Sie wissen, theuerster Herr Kapellmeister, daß ich einer Ihrer eifrigsten Verehrer bin; ich habe alle Ihre Opern studirt, ich kenne sie auswendig, aber Rossini hat eine Revolution im Gebiete der Musik hervorgebracht; von allen Seiten schließt man sich ihm an; warum thun Sie es nicht?“

Rossini hat ja den guten Geschmack verderbt, entgegnete nun Doloroso. Sie wollen doch nicht, daß ich das Streben nach Tiefe, dem ich mein ganzes Leben geweiht, plötzlich aufgeben soll, um seicht und fade und gegen alle dramatische Wahrheit zu schreiben? —

„Man muß sich in die Zeit fügen, Theuerster,“ erwiderte achselzuckend der Baron. „Thäten Sie das, nehmen Sie es Ihrem Verehrer nicht übel, hätten Sie gestern Abend **furore** gemacht. Die Kenner freilich, ich z. B., bin im

Stande, Ihre klassische Vollendung zu würdigen; aber — Klappern gehört zum Handwerk. Erwägen Sie das erstaunliche Aufsehn, welches Rossini's neuste Oper Tankred jetzt macht. Schon zwei und funfzig Mal ist sie jetzt hier gegeben worden, heut Abend giebt man sie wieder. Ich eile dahin. Es ist bald Theaterzeit. Schade, daß Ihre Tochter nicht die Amenaïde singt. Sehn Sie, solche Arien wie „**di tanti palpiti**“ müssen Sie schreiben, recht melodiös, Koloraturen, Triolen, mit einem Bravourschluß, der die Leute zum Bravobrüllen so recht eigentlich herausfordert. Sie opfern dergleichen Effekte stets der dramatischen Wahrheit; Sie lassen den Leuten gar nicht Zeit zum Klatschen; Sie reißen unaufhörlich fort. — Ich habe gestern fleißig applaudirt; aber ich schwöre Ihnen, oft war es nicht möglich; wenn man anfangen wollte, saßen Sie schon wieder in der nächstfolgenden Nummer mitten inne.“

Ich sehe, ich kann von Ihnen lernen, Herr

Baron, sagte nun Doloroso lächelnd; allein seine Brust zitterte in Wehmuth.

„Habe ich nicht Recht?“ fragte fröhlich der Baron. „Wollen Sie mir folgen? Ich meine es gewiß gut mit Ihnen. Doch wir sind am Thore. Es ist schon spät, ich nehme einen Miethwagen; die Ouvertüre darf ich nicht versäumen. Also Sie schwören von nun an zu Rossini's Fahne? Nicht wahr? Adieu, liebster Kapellmeister, adieu!“

Die Hände auf dem Rücken und das Haupt tief gebeugt, schlich Doloroso durch die Straßen der Hauptstadt seiner vor dem entgegengesetzten Thore liegenden Villa zu. Indem er vor Raymonds Wohnung vorbeiging, trat dieser mit Ludwig aus der Thür.

„Wohin des Weges? fragte Raymond.“

Ich komme von einem Spatziergange, versetzte Doloroso. Es lag so trüb auf mir, und da habe ich in der frischen Luft mir frischen Muth geholt. Gehn Sie ins Theater?

„Bewahre,“ antwortete Raymond; „aber wir gehen ebenfalls einem Ohren- und Seelen-schmause entgegen.“

Welchem? fragte der Kapellmeister.

Raymond hatte Doloroso's Schwäche in Beziehung auf Mozart ebenfalls schon kennen gelernt. Er antwortete also lächelnd, „dem Requiem!“

Eine Sekunde lang überflog Leichenblässe das Gesicht des Kapellmeisters. Dem Requiem? stammelte er endlich; es wird gegeben?

„Ja, zur Todesfeier des Fürsten S. in der Annenkirche. Kommen Sie mit uns.“

Ich? Nein — ich bin heut nicht fähig Musik zu hören! —

„Aber Freund, wie wird ein so großer Künstler wie Sie, sich so ganz hinreißen lassen von dem verdammlichen Gefühl der Eifersucht! Das Requiem werden Sie doch einmal wieder hören wollen; es ist ja keine Theatermusik; Mozart

war ja doch nur Ihr Rival als Theaterkomponist!“ —

O das ist es nicht. — — Nein, nein, nur heut nicht! . . .

Das ist mehr als Eifersucht, dachte nun Raymond, das ist abscheulicher Neid! — „Was soll ich von Ihnen denken?“ hub er laut und mit mißbilligender Stimme wieder an, „ist dies Benehmen eines großen Geistes würdig?“

Das ist es nicht, wahrlich nicht! O Gott!

„Nun wohl, Sie sind heute verstimmt; zerstreuen Sie sich also. Geben Sie mir den Arm; nehmen Sie den andern, lieber Ludwig. So. Nun **nolens volens** zur Annenkirche. Dies Requiem wird sich länger halten, als alle übrige Musik Mozarts. Ludwig kennt es noch nicht; er möge es im Beisein seines Lehrers hören.“

Ich muß! murmelte Doloroso, vor sich niederblickend. Auch das noch. O welche Qual!

Sie schritten nun langsam weiter. „Ken-

nen Sie," hub Raymond wieder an, „die merkwürdigen Umstände, welche die Komposition des Requiems begleitet haben?"

Ja, antwortete der Kapellmeister mit gepreßter Stimme.

Ach, lassen Sie hören, sagte Ludwig, mir ist davon nichts bekannt.

„Eines Tages," erzählte Raymond, „überbrachte ein unbekannter Bote einen Brief an Mozart, der damals in Wien lebte. Der Brief enthielt sehr kleine Schriftzüge und war ohne Unterschrift. In demselben wurde Mozart gefragt, ob er die Komposition eines Requiems übernehmen wolle und wofür und wenn eher er dasselbe liefern könne. Mozart erkundigte sich natürlich bei dem Ueberbringer sogleich, wer ihn sende. Der Fremde ein finster blickender, ältlicher, durchaus grau gekleideter Mann, verzog auf häßliche Weise den Mund und antwortete mit heiserer Stimme: „Mein Herr schickt mich. Wer er ist, darf ich nicht sagen. Doch werden Sie wohl

seinen Namen lesen können, wenn Sie recht genau im Briefe nachsuchen." — Mozart näherte den Brief seinem Gesichte. Während er vergebens bemüht war, einen Namen zu finden, betrachtete ihn der Bote mit höhnischen Blicken und murmelte: „so recht, so recht!" — „„Hier steht nichts,"" äußerte endlich Mozart. „Suchen Sie nur recht sorgfältig nach," fuhr der Fremde fort, „Sie werden den Namen schon finden. Mein Herr schreibt sehr klein." — „„Ich sage Ihnen, daß hier nichts steht,"" fuhr nun Mozart ungeduldig auf. „„Wer ist der Schreiber des Briefes?"" — „Ich darf ihn nicht nennen," entgegnete der Bote, „geben Sie mir nur Antwort; fordern Sie was Sie wollen, ich bringe Ihnen das Geld." Mozart sprach hierauf mit seiner Frau; diese rieth ihm, den Auftrag anzunehmen, und er schrieb dann dem unbekannten Besteller zurück, daß er das Requiem komponiren wolle, daß er dafür 50 Dukaten verlange und daß man ihm den

Ort anzeigen solle, wohin er die Partitur zu senden habe, da er die Zeit der Beendigung nicht im Voraus bestimmen könne. Mit dieser Antwort entfernte sich der Bote. Nach ein Paar Tagen erschien derselbe abermals. Er übergab Mozart einen zweiten Brief und die verlangten 50 Dukaten. Der Brief war noch undeutlicher und mit noch kleinerer Schrift geschrieben, als der erste, so daß Mozart ihn nur langsam entziffern konnte und genöthigt war, ihn so viel als möglich dem Gesichte zu nähern. Man erklärte ihm darin, daß er ganz nach seiner Laune arbeiten könne, und daß er, bei der Ablieferung der Partitur noch 20 Dukaten erhalten solle. Der Bote richtete dies Mal so forschend die Augen auf ihn, daß Mozart ihn befremdet fragte, weshalb er ihn so durchdringend ansehe. Jener antwortete ausweichend, lehnte auch dies Mal ab, den Namen seines Herrn zu nennen und entfernte sich wieder. — Bald darauf erhielt Mozart den Auftrag, zur Krönung des Kaisers Leopold

in Prag die Oper la clemenza di Tito zu komponiren, und er entschloß sich, mit seiner Frau dahin zu reisen. Als Beide in den Wagen steigen, fühlt die Frau plötzlich, daß sie Jemand am Rocke zupft. Sie sieht sich um und erblickt einen langen, hagern, finster drohenden Mann in grauer Kleidung. „Wie steht es mit dem Requiem?“ fragt derselbe. Nun wird auch Mozart des Menschen ansichtig. Der Fremde stiert ihn prüfend an, wie bei jeder früheren Erscheinung. „„Ich muß nach Prag,““ antwortet Mozart, „„allein sobald ich zurückkomme, ist die Beendigung des Requiems mein erstes Werk.““ — „Glückliche Reise,“ ruft jetzt der Bote mit heiserem Lachen, „glückliches Wiedersehn.“ — Bei seiner Ankunft in Prag fing Mozart an zu kränkeln und zu mediziniren. Als er nach Wien zurückgekommen war, suchte er die Seelenmesse zu vollenden. Seine Kräfte nahmen indessen immer mehr ab und mit Thränen in den Augen sagte er eines Tages zu seiner Gattin:

„Mit mir dauert es nicht mehr lange: gewiß, man hat mir Gift gegeben; ich kann mich von dem Gedanken nicht losmachen. Ich setze das Requiem für mich selbst!“ — Noch am Tage seines Todes ließ er sich die unvollendete Partitur an sein Bette bringen. Mit nassen Augen las er sie durch; er sah sich im Sarge, hörte im Geiste die Trauerklänge, die er selbst erfunden. — In der Nacht starb er. Es war am 5. December 1791. — — „Aber was ist Ihnen, mein theurer Freund?“ schloß Raymond, indem er Doloroso mit Theilnahme betrachtete.

Die Erzählung von Mozarts Tode muß wohl ein fühlendes Herz erschüttern, sagte Ludwig, sich eine Thräne aus den Augen wischend.

Ja — so ist's — stammelte Doloroso, der sehr leidend aussah.

„Sie sind krank, mein Freund,“ fuhr Raymond fort, „Sie sind angegriffen; in diesem Zustande rathe ich Ihnen doch fast, das Requiem nicht anzuhören.“

Eben hatten sie die Annenkirche erreicht.

Nein, nein, antwortete der alte Mann fast schreiend, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, ich will, ich muß es hören. Ich bin bereit. Ich will, setzte er flüsternd hinzu, den Kelch bis auf die Hefen leeren.

Sie traten in die Kirche. Die Dämmerung war eingetreten, das düstere Gotteshaus, dessen kleine, gothische Fenster selbst bei Tage nur eine schwache Hellung in demselben verbreiteten, war prächtig erleuchtet, rings mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und mit silbernen Festons verziert. In der Mitte der Kirche erhob sich unter einem Thronhimmel der Katafalk von brennenden Kandelabern umgeben; das Wappen des Verstorbenen und die Insignien seines Ranges schmückten den Sarg und die schwarzen, mit Silber verzierten Tabourets. Ernst, schweigend und regungslos hielten vier Marschälle die Pfeiler des Thronhimmels. Raymond ließ sich mit seinen

Begleitern im Hintergrunde der Kirche nieder, wo Halbdunkel herrschte.

Und das Requiem begann. Doloroso hatte sich mit geschlossenen Augen hinten übergelehnt. Erschütternd wogten die Klänge des Adagio's in **D moll** durch die weiten Räume. Jeder versank in sich selbst; Niemand sprach ein Wort. Doloroso war sehr blaß, zuweilen seufzte er, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Beim **Dies irae** ergriff er krampfhaft Raymond's Hand. Bei dem **Confutatis** schaute er zu wiederholten Malen starr auf den großen Kirchenpfeiler, dem er gegenüber saß und schloß dann wieder die Augen. Aber eine gespenstische Erscheinung fesselte mehr und mehr seinen Blick. An dem Pfeiler lehnte ein hagerer grau gekleideter Mann, der mit widerlich verzerrten Gesichtszügen aus tiefen Augenhölen ihn drohend anstarrte. Unterdessen stöhnte und seufzte das **Lacrymosa** in unendlichem Schmerz. Fieberhaft zitterten alle Nerven der tief bewegten Zuhörer.

Dem alten Manne war, als ob ihm das Herz zerspringen müsse. Und immer drohender blickte die Erscheinung auf ihn, und eben verhallte der letzte Akkord des **Lacrymosa**, als das Phantom langsam auf ihn zuschritt. Seine Sinne verwirrten sich. „Der Bote! der Bote!“ rief er mit lautem Angstgeschrei, welches schrillend durch die Kirche drang, und sank ohnmächtig in Raymond's Arme.

Viertes Kapitel.

Doloroso befand sich nach diesem Vorfalle so unwohl, daß er mehrere Tage das Bett hüten mußte. Es entging Raymond nicht, daß der Erfolg der Oper, die in dem Kapellmeister erst am Ende eines kunstthätigen Lebens entstehende Ahnung eines verfehlten Daseins, die Gewalt der Töne endlich über einen nervenschwachen Körper die Einbildungskraft Doloroso's so überreizt hatte, daß die Mittheilung über Mozarts Hinscheiden und die Erwähnung des geheimnißvollen Boten leicht jenes gespenstische Phantom erzeugen konnte. Der Kapellmeister mied, über den Unfall zu sprechen. Raymond trug Bedenken, ihn daran zu erinnern, und suchte ihn vielmehr auf alle erdenkliche Weise aufzuheitern. Ja, sagte er zu sich selbst, wer die Wahrheit

erst am Schlusse seiner Laufbahn erkennt, den zerschmettert sie, weil dann das Leben unwiderbringlich verloren erscheint; wem sich aber in der vollen Kraft männlicher Wirksamkeit die tiefere Einsicht erschließt, der wirkt fort, der hat ein neues Leben gewonnen.

Es gelang ihm allmählig, den Kapellmeister wieder geistig zu erheben. Mit neuem Muthe ging derselbe wieder an seine Partitur, mit unbedingtem Vertrauen zu des Freundes Einsicht kürzte und strich er, und bald wurde die Oper zum zweiten Male aufgeführt. Raymond hatte auf Ludwigs Bitte gegen 100 Billets gekauft, und Letzterer diese an Studenten vertheilt. Die jungen Leute klatschten nach Kräften; allein der Enthusiasmus, mit dem man früher ganz allgemein Doloroso's Werke anerkannt hatte, wollte nicht wiederkehren. Bei der dritten Aufführung war das Haus halb leer und die Intendanz legte daher die Oper bei Seite. Doloroso der dies vorausgesehn, ergoß sich, wie gewöhnlich, in Ver-

wünschungen gegen die neuere Schule der theatralischen Komposition.

Warum verwünschen Sie die neue Schule Freund, sagte Raymond zu ihm, weshalb ärgern Sie sich, daß man Ihre Oper bei Seite gelegt hat? Wenn Sie den Geschmack für verderbt halten und nicht durch ein Kunstwerk dagegen ankämpfen können, so thun Sie es als Lehrer. Schaffen Sie Schüler, die Ihre Methode fortpflanzen. Bis jetzt haben Sie die Ausbildung Ludwigs als Sänger vor Augen gehabt, unterrichten Sie ihn auch in den Grundsätzen der dramatischen Komposition. Ich will Ihnen nur mittheilen, daß er eine Oper gedichtet hat und sich mit deren Komposition eifrig beschäftigt. Nehmen Sie das Werk mit ihm durch.

Sie haben Recht, antwortete ihm Doloroso freudig, ja, einen Schüler will ich ziehn. Ihr Schützling soll es sein. Meine Erfahrungen im Gebiete der dramatischen Musik werden dann nicht verloren gehn; der junge Mann hat ein

treffliches Talent, in ihm werde ich wieder aufleben.

Ludwig mußte ihm das Textbuch und die angefangene Partitur bringen. Die Oper hieß „Mitiades, oder die Rettung Athens.“ In Gegenwart Raymonds und Konstanzens las der junge Dichter das Buch vor. Es war wirklich gelungen zu nennen; rascher Wechsel der Situationen und anmuthige Sprache zeichneten es vor andern aus. Doloroso's Phantasie entzündete sich sogleich an dem Dichterwerk. Diese Oper wollen wir zusammen komponiren, mein junger Freund, sprach er freundlich. Ich lobe vor allen Dingen, daß Sie ein Ereigniß des klassischen Alterthums behandelt haben. Auch einige meiner Opern spielen in Griechenland oder in Italien. Das wußte wohl mein alter Gluck und darum gefällt auch Spontini's Vestalin so sehr. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, lieber Herr Raymond?

Keineswegs, antwortete dieser trocken. Es

giebt keinen größern Unsinn, als das klassische Alterthum musikalisch darzustellen. Die Musik ist ihrem innersten Wesen nach romantisch; ich kann daher auch nur eine romantische Oper gelten lassen. Die Romantik beginnt geschichtlich mit dem Untergange der Klassicität und ist der Letztern durchaus entgegengesetzt. Die Oper darf daher, wenn sie ihre Grenzen nicht überschreiten soll, auch nur die der romantischen Weltperiode angehörigen Zeitereignisse in ihren Kreis ziehn. Diese Periode beginnt mit dem Christenthum und öffnet dem Dichter unermeßliche Fundgruben. Das Grundwesen der Romantik ist Sehnsucht; diese Sehnsucht setzt Einbildungskraft voraus. Von allen Künsten beschäftigt Musik die Einbildungskraft am meisten. Die Alten aber hatten Ausbildungskraft. Bei ihnen war mehr der Verstand, bei uns ist das Gefühl vorherrschend. Das Organ des Verstandes aber ist das Wort: der Verstand will Anschauung. Das Organ des

Gefühls ist der Ton: der fühlende Mensch begnügt sich mit Vorstellungen. Darum waren Poesie, Bildhauerkunst und Baukunst die Künste des Alterthums, darum sind Mahlerei und Musik die Künste des romantischen Zeitalters. So erklärt es sich ferner, weshalb wir über die Musik der Alten so sehr unvollständige Nachrichten haben, und weshalb kein Werk der alten Tonkunst auf unsere Zeiten gekommen ist, während sich die Werke der klassischen Dichter erhalten haben; so erklärt sich endlich, weshalb das in Herkulanum gefundene Werk des Philodemos über die Musik nur den Zweck hat, die Unnützlichkeit dieser Kunst zu beweisen. Die gesunde Vernunft lehrt, daß ein Volk, welches Thaten liebte, bei dem jede Aeußerung der Kraft nach außen gerichtet war, sich nicht mit einer Kunst befreunden konnte, die rein innerlich wirkte. —

Ein minutenlanges Schweigen der kleinen Gesellschaft bewies, wie viel Stoff ein Jeder zum Nachdenken gefunden hatte. Solche Ansichten

hatten sich noch nie in dem 60jährigen Doloroso erzeugt. Die Richtigkeit des Gesagten drückte ihn mit Centnerschwere.

Ach, rief er endlich aus, glücklich der Komponist, dem Männer von Ihrer Einsicht schon dann zur Seite stehn, wenn er die Bahn der Kunst zu betreten anfängt. Es ist recht übel, daß Musiker, ja Künstler überhaupt, selten oder nie die wissenschaftlichen Kenntnisse besitzen, welche zur Begründung einer tiefern Kunstanschauung erforderlich sind. Da habe ich nun sechzig Jahre gelebt, und vielleicht einem falschen Ideal nachgestrebt. — Warum führte mich der Himmel nicht früher mit Ihnen zusammen? —

Sie sind gütig, mein Freund, versetzte Raymond. Aber früher stand ich selbst noch nicht auf der Stufe der Erkenntniß, auf der ich mich jetzt befinde. Mit den Komponisten, bei denen die wissenschaftliche Bildung vorherrscht, ist es übrigens auch nicht weit her. Man erkennt bei ihnen in der Regel zu sehr die Reflexion. Ihre

Werke sind geistreich, allein selten vom Genius durchdrungen. Zu diesen Musikern gehört z. B. Reichardt, der noch bei seinen Lebzeiten jetzt vergessen ist. Ihm nach schreitet Karl Maria v. Weber, ein junger Künstler, der wie Sie wissen, bis jetzt die Opern Silvana und Abu Hassan geschrieben hat. Er bekundet darin überall das Streben eines reinen Verstandesmenschen. Ruft ihn der Tod nicht frühzeitig ab, so wird er sich ebenfalls noch bei seinem Leben vergessen sehn.

Ich kenne Webers Opern nicht, nahm Doloroso wieder das Wort; aber Reichardt anlangend, so ist seine Oper Brennus gewiß ein vortreffliches Werk.

Ich ziehe die Geisterinsel vor, schaltete hier Konstanze ein.

Wo aber werden beide Werke noch gegeben? fragte Raymond. Wo hört man noch von seinem Tamerlan, von seiner Andromeda, Olympia, Rosmunde, dem bezauberten Walde, von

seinen Liederspielen, von der großen Trauerkantate zum Tode Friedrichs, und wie vergöttert, wie angebetet war er vor etwa 25 Jahren? —

Traurig! rief Doloroso aus, trauriges Schicksal, so vergessen zu werden!

Dennoch ist Reichardt, antwortete Raymond, ein tief denkender Komponist, der das Innere der Kunst tiefer erkannt hat, als hundert andre Musiker.

Lieber Gott, äußerte nun Ludwig, wenn selbst ein tieferes Kunststreben in der Musik so nichtig ist, dann möchte man ja den Muth verlieren, in dieser schönen Kunst irgend etwas zu leisten.

Es ist nur der verderbte Geschmack, wiederholte, um sich selbst zu trösten, Doloroso, die Zeit der gesunden Vernunft und des geläuterten reinen Gefühls kehrt wieder, das sagt mir eine innere Stimme. Der neuere Plunder wird vorübergehn und man wird zurückkehren zur alten Schönheit.

Möglich, antwortete Raymond. Wir tragen auch die Perrücken des 17. Jahrhunderts vielleicht einmal wieder.

Sie sind schrecklich, sagte halb unwillig, halb lächelnd Konstanze; hat man je von solchen Vergleichen im Gebiete der Kunst gehört!

Ich vergesse mich schon wieder, fuhr Raymond fort, bleiben wir bei Freund Ludwigs Oper. Das Gedicht ist als Gedicht recht gut; das Süjet aber hätte nicht dem klassischen Alterthum entlehnt werden sollen. Das klassische Alterthum im romantischen Gewande kommt mir vor, wie Solon in der Hanswurstjacke, wie Sokrates in Frack und Pantalons.

Dennoch werden Sie nicht in Abrede stellen können, unterbrach ihn Ludwig nicht ohne sichtbaren Verdruß, daß das klassische Alterthum voll ist von ächt romantischen Ereignissen, wenn man gleich damals noch keine Bezeichnung dafür gefunden hatte.

Sie sprechen, wie ein Mensch sprechen muß,

dessen Dasein in die Weltperiode der Romantik fällt, entgegnete Raymond. Nur nach unserer in der Romantik befangenen Anschauung sind die Ereignisse des klassischen Alterthums, welche Sie meinen, romantisch; in der Zeit aber, wo sie Statt fanden, waren sie es keinesweges. Alles das was man gegenwärtig wunderbar, seltsam, schauerlich und wonnig, was man sehnsüchtige Hoffnung nennt, das Liebesschmachten und wie es sonst heißen mag, war den Alten in unserm Sinne gar nicht bekannt. Daher ist selbst jeder Roman, der ein klassisches Süjet behandelt und in dem insbesondere die Liebe eine Rolle spielt, Fratze, so vortrefflich er sonst aus romantischem Gesichtspunkt betrachtet, sein mag.

Sie gehn zu weit, warum sollte sich nicht die Phantasie in jedem Gebiet ergehn dürfen? fragte hier der Kapellmeister.

Allerdings, setzte Ludwig hinzu, und wenn Sie mein Opernsüjet tadeln, weil es klassisch ist,

so dürfen Sie ja am Ende die bekannte Ansicht wiederholen, daß die Oper überhaupt Unsinn sei.

Bewahre, entgegnete Raymond. Die Oper ist ein ächtes Kunsterzeugniß der romantischen Periode. Sie kann eben so wenig für Unsinn erklärt werden, als die romantische Zeit überhaupt, obwohl diese einst zuverlässig einer neuen Weltperiode Platz machen wird. Ob die Oper aber nicht überflüssig ist, das will ich dahingestellt sein lassen.

O Himmel, rief nun Ludwig mit ernstlichem Unwillen, die Oper überflüssig, sagen Sie doch lieber die ganze Musik überflüssig, sie das schönste Geschenk des Himmels.

Allerdings, mein Theurer, erwiederte Raymond, ich bin geneigt, dies zu behaupten, und nichts würde sich leichter beweisen lassen, als die Richtigkeit dieser Behauptung.

Konstanze und Ludwig brachen in ein lautes Gelächter aus. Jetzt begreife ich, wie ich

Sie eigentlich nennen muß, sagte Konstanze. Sie sind der böse Feind der Musik!

In gewisser Beziehung kann man alle Künste überflüssig nennen, fuhr Ludwig fort, warum behaupten Sie es gerade vorzugsweise von der Musik! —

Doloroso erwartete mit ängstlicher Spannung Raymonds Antwort.

Nur die Musik ist überflüssig, erwiederte Raymond; Dichtkunst fördert den Geist, sie giebt den spätern Zeiten Kunde von dem Kulturzustande der Vergangenheit; Bildhauerkunst und Mahlerei gewähren der Nachwelt die sinnliche Anschauung der Vergangenheit, fördern durch Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände; die Baukunst giebt den Menschen Obdach; was thut die Musik? —

Sie verschönert das Leben! fiel Konstanze ein.

Zweideutiges Lob! basirt auf Sinnlichkeit des Erdenwurms!

Sie schwingt uns zur Gottheit empor! fuhr Konstanze fort.

Beklagenswerth der, welchem der liebe Gott erst diese Brücke bauen muß! Ich bedarf dazu der Musik nicht. Nein, die Musik ist im Gegentheil nichts als ein raffinirter Nervenkitzel, nichts weiter für das Ohr, als was ein Verein von Düften für die Nase ist.

Richtig sagte Doloroso, und was eine Pastete für den Gaumen. Vortrefflich. Jetzt sehe ich, daß Sie scherzen.

Aber der Kapellmeister sprach anders, als er dachte. Vermochte er auch dem Freunde nicht Recht zu geben, so fühlte er doch mit tiefem Schmerze, daß die Wahrheit in der Mitte liegen könne.

Ich denke doch, nahm Ludwig wieder das Wort, mit meiner Komposition etwas Besseres, als bloßen Nervenkitzel hervorzubringen.

Guter Ludwig, entgegnete Raymond, vermögen Sie denn Begriffe auszudrücken durch

die Musik? — So lange Sie das nicht im Stande sind, werden Sie mich nicht überzeugen, daß Sie mit der schönsten Komposition etwas Anderes als die Sinne beschäftigen. Ja selbst Empfindungen können Sie, ich nehme Schmerz und Freude aus, durch die Musik keinesweges mit Bestimmtheit ausdrücken.

Dennoch bin ich überzeugt, bemerkte der Kapellmeister, daß sich, wie eine Blumensprache, auch eine Musiksprache denken läßt.

Sie sind im Irrthum, antwortete Raymond, in der Blumensprache ist jeder Blume und jeder Zusammenstellung verschiedener Blumen ein bestimmter Begriff beigelegt; den Tönen oder Akkorden können Sie aber keinen bestimmten Begriff unterlegen. In dem Augenblick, wo Sie zu sprechen anfangen wollten, würde die Sprache nicht mehr Harmonie, sondern Disharmonie sein, mögen sie sich nun Töne oder Akkorde als Buchstaben, Wörter oder als Redesätze denken.

In dieser Art ist freilich musikalische Sprache

nicht denkbar, sagte Ludwig, daß man aber durch Töne bestimmte Vorstellungen anregen könne, beweisen Beethovens unsterbliche Symphonien. Wo die Verständniß zweifelhaft wird, öffnet sich das Zaubergebiet der Ahnung; dadurch eben unterscheidet sich die Tonsprache von der Wortsprache.

Schön, fuhr Raymond fort; aber nun ist das Ahnungsvermögen verschieden: Hinz sieht den Himmel offen, wo Kunz im Gegentheil eine Pfütze erblickt.

Sie sind abscheulich, ließ sich hier Konstanze vernehmen. Sehn Sie hier liegt Beethovens A dur Symphonie, sie ist meine und meines Vaters Freude. Mein Vater sagt, Beethoven habe darin das Kriegerleben der Mauren in Granada schildern wollen. Kennen Sie die Symphonie?

Sehr genau, antwortete Raymond.

Sie ist meine Lieblingssymphonie, setzte Ludwig hinzu.

Nun wohl, nahm Doloroso das Wort,

so werden Sie mir auch beipflichten. Die Einleitung führt uns in das Lager der Mauren, in ein schönes Thal zwischen weinumkränzten Bergen. Man hört Musik und Gesang und fröhliches Gelächter. Der zweite Satz Allegretto überschrieben, welcher in **A moll** einen fremden, romanzenartigen Charakter hat, öffnet das Gezelt des maurischen Anführers, der auf seidenen Kissen ruhend, sich von einer Sclavin einen rührenden Gesang zur Zither singen läßt, während er sehnsüchtig der Geliebten denkt, der reizenden Tochter eines feindlichen Spaniers. Die Hoffnung gießt endlich milden Trost in seine Brust und er befiehlt fröhligen Tanz, der im dritten Satze sogleich aufgeführt wird. Und wie des Anführers Frohsinn zurückgekehrt ist, überläßt sich im Finale das ganze Lager der ausschweifendsten, südlichsten Fröhlichkeit.

Sehr schön aufgefaßt! rief hier Ludwig mit Begeisterung. Besonders muß ich Ihnen in Beziehung auf die Romanze beistimmen.

Raymonds Gesicht aber hatte sich zu einem sarkastischen Lächeln verzogen. Mein Theurer, sagte er zu Doloroso, Ihre geistvolle Auffassung macht mir Freude; allein Sie irren. Der Zufall hat mich in den Stand gesetzt, Ihnen diese Symphonie einfacher, aber vielleicht weniger nach Ihrem Sinn erklären zu können. Ich war im vorigen Sommer in Wien. Beethoven hatte eben auf dem Lande die Symphonie beendigt. Er selbst sagte mir, daß ihm eine Bauernhochzeit dazu Anlaß gegeben, daß er sich eine Hochzeitfeier dabei gedacht habe, daß er mit dem Allegretto die Trauung und im letztern Satze die Betrunkenheit der Hochzeitgäste andeuten wollen, welche sich auf gut deutsch prügeln, den Kronenleuchter zerschlagen und allerhand Excesse begehn *).

---

*) Geschichtlich. Gegen den Vorwurf, daß Beethoven die A dur Symphonie zu der Zeit, in welcher die Novelle spielt, noch nicht geschrieben hatte, glaube ich mich nicht weiter rechtfertigen zu dürfen. Sie erschien zwei Jahre später. Der Verf.

Es ist nicht zu beschreiben, welchen Eindruck diese Mittheilung auf die kleine Gesellschaft hervorbrachte. Ach, Sie scherzen, äußerte endlich Konstanze.

Nein wahrhaftig nicht, entgegnete Raymond. Sie sehn daraus wie thörigt es ist, Musik in Worte übersetzen zu wollen. Es ist diese Art einer poetischen Erklärung musikalischer Kunstwerke jetzt an der Tagesordnung. Die Kunst des Recensenten ist dabei größer, als die des Komponisten. Niemand lacht darüber mehr als die Musiker selbst.

Der Gesang- und Opernkomponist hat aber doch, wandte Doloroso ein, die Verpflichtung seine Töne, Akkorde und Melodien bestimmten Worten anzupassen und durch Musik dasselbe auszudrücken, was die Worte sagen.

Streichen Sie die Worte fort, sagte Raymond, und Niemand wird wissen, wovon die Rede ist. Was halten Sie für den Glanzpunkt in Spontini's Vestalin?

Das Finale des zweiten Aktes, antworteten Doloroso, Ludwig und Konstanze fast auf einmal.

Ganz gewiß, nahm Raymond wieder das Wort. Neulich spielte ich Jemanden, der die Oper noch nicht kennt, das Finale ohne Singstimme vor, und der Zuhörer erklärte es für einen sehr hübschen Walzer. Was sollte ich sagen? der Rhythmus des Chors ist lebhafter Dreivierteltakt, wie er sich oft bei Walzern findet. Es lassen sich nun einmal in der Musik Begriffe und Vorstellungen nicht ausdrücken, namentlich nicht allgemein verständlich bestimmen, und so kann sich der Komponist nicht beklagen, wenn ein Anderer in seiner Komposition keineswegs das gefunden hat, was er hineinlegen wollte. Sie werden mir vielleicht einwenden, das Beispiel passe nicht, weil hier der Takt den Unterschied der Auffassung bewirkt. Allein hätte hier Spontini durch die Musik, durch Melodie und Harmonie wirklich das ausgedrückt, was er sich dachte, so würde

ihn Jedermann auch ohne Rücksicht auf den Takt, verstehn müssen.

Eine absolute Verständlichkeit ist freilich nicht möglich, bemerkte Doloroso. Der Komponist muß sich aber bestreben wenigstens so viel als möglich die Worte des Dichters wiederzugeben.

Was heißt so viel als möglich? fragte Raymond. Es giebt gar keine Möglichkeit in dieser Beziehung, so lange nicht objektiv feststeht, welche Vorstellungen, Begriffe und Empfindungen die Töne, Akkorde, oder Ton- und Akkordfolgen ausdrücken sollen. Die Musik ist die subjektivste aller Künste. Dies geht so weit, daß nicht einmal das Wesen der Dur- und Molltonart ganz allgemein in derjenigen Verschiedenheit anerkannt wird, welche wir geneigt sind anzunehmen. Die Durtonarten sollen Heiterkeit; die Molltonarten Trauer ausdrücken. Dennoch gehören die heitersten Gesänge wilder Völker fast stets dem weichen Klanggeschlecht an, so wie ich Trauergesänge wilder Nationen in Dur gehört habe.

Mag sein, entgegnete Ludwig; es giebt aber positive Regeln, welche die Tonkunst zur Wissenschaft erheben. Diese Regeln haben sich aus dem gebildet, was seit dem Bestehn, oder seit der Entwickelung der Tonkunst möglichst allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Und nach diesen Regeln wollen wir die Oper komponiren, setzte Doloroso hinzu. Darf auch ich nicht mehr auf die Rückkehr des guten Geschmacks rechnen, wird doch Herr Ludwig sie erleben.

Niemand freut sich inniger über Ihren neuen Eifer, als ich, erwiderte Raymond. Lassen wir Schüler und Meister allein beisammen, fügte er zu Konstanzen sich wendend hinzu, der Tag ist schön, darf ich Sie in den Garten begleiten? —

Konstanze nahm Raymonds Arm und beide gingen hinaus. Raymond beabsichtigte, des Mädchens Herz zu erforschen. Konstanze ihrerseits hatte sich längst vorgenommen, Klarheit

über Raymonds und Ludwigs Verhältnisse zu gewinnen. Beiden schien der Augenblick für ihre Absicht günstig. Dem gewandten, welterfahrnen Manne stand weibliche Schlauheit gegenüber. Konstanze schien verlegen, zum ersten Male befand sie sich mit Raymond ganz allein, zum ersten Male sagte sie sich, daß er schön und ganz geeignet sei, die Gefühle eines Weibes zu beherrschen. Beide schwiegen einige Augenblicke. Plötzlich blieb er stehn und sah ihr mit Zärtlichkeit ins Gesicht. „Können Sie mir, theure Konstanze," hub er an, „Ihr Vertrauen schenken?"

Warum nicht, entgegnete sie leichthin.

„Ich frage besonnen und ernst," fuhr er fort.

Ich scherze nicht, antwortete sie lächelnd.

„Halten Sie mich für Ihren wahren und aufrichtigen Freund?"

Gewiß.

„Nun denn, so zürnen Sie mir nicht, wenn

ich frage: ist Ihr Herz noch frei, theure Konstanze?“

Sie schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Dies Schweigen,“ sagte er langsam, „ist eine verneinende Antwort.“

Nein, Herr Raymond. Ihre Frage war mir nur zu überraschend; — mein Herz ist frei.

„Wie gefällt Ihnen Ludwig?“

Er ist ein geistvoller und angenehmer junger Mann.

„Er liebt sie.“

Seine Zuneigung ehrt mich.

„Aus Liebe für Sie betritt er die Bühne.“

Vielleicht auch aus Liebe zur Kunst.

„Was hat er zu hoffen?“

Sie setzen mich in Verlegenheit — ich kenne Herrn Ludwig noch zu wenig; — ich weiß nicht einmal, wer seine Aeltern waren —

„Brave, redliche Menschen.“

Daran zweifle ich nicht. Wie kommt es, daß Sie sich so lebhaft seiner annehmen?

„Ich bin sein Freund.“ —

Zwei Freunde so verschieden an . . . .

„Sprechen Sie es nur aus, an Jahren, wollen Sie sagen.“

Es ist nicht gewöhnlich. Er ferner, ist von hier; Sie kommen aus der Fremde.

„Ich habe ihn kennen gelernt und lieb gewonnen.“

Seltsam. In so kurzer Zeit? —

Sie gingen weiter. Beide schwiegen abermals. Raymond war mit Konstanzens Antworten eben so wenig zufrieden, als sie mit den seinigen. Das muß ich herausbringen, dachte Konstanze, und zwar um jeden Preis.

„Also mein armer Freund hat nichts zu hoffen,“ knüpfte Raymond das Gespräch wieder an.

Er ist mir sehr werth.

„Und Graf Riancourt?“ —

Aha, Herr Ludwig hat geplaudert.

„Nun?“

Ist mein und meines Vaters Freund, wie Sie, wie Herr Ludwig.

„Wie aber, Theure, wenn er Ihr Feind wäre?“

Gewiß nicht.

„Er ist Ihrem Herzen theuer; sein Sie offen gegen den, der Ihr Glück will.“

Sie peinigen mich.

„Armer Ludwig! Du bist freilich kein Graf, kein Edelmann!“ —

Wollen Sie tadeln, wenn ich, ein armes Mädchen, den Bewerbungen eines vornehmen und überdies reichen Mannes Gehör gebe? —

„Ach, möchten Sie sich nicht täuschen!“

Riancourt meint es gut.

„Ich wünsche es. Noch eine Frage: Wenn Riancourt und Ludwig von gleichem Stande und von gleichen Vermögensverhältnissen wären, welchen von Beiden würden Sie vorziehen?“

Konstanze bedachte sich einige Augenblicke, dann antwortete sie schalkhaft: Keinen. Aufrichtig gesagt, ich denke noch nicht an's Heirathen. Ich liebe die Freiheit!

„Wenn Sie sich aber zu heirathen entschlössen; gäbe es kein Mittel, durch welches Ludwig den Vorzug erlangen könnte?“

Ja, versetzte Konstanze zögernd, das mystische Dunkel, welches seine Verhältnisse umhüllt, müßte schwinden.

Mit einer hastigen Bewegung wandte sich Raymond schnell gegen seine Begleiterin und fragte: „Was wollen Sie wissen?“

Nun, es ist doch versetzte sie, wenn man vernünftig sein will, Pflicht, nach den Glücksgütern zu fragen.

Ha, wie plump! dachte Raymond. Pfui, das war eine arge Maulschelle. Das hieße wohl, die Perle fortwerfen! — „Ludwig ist arm,“ sagte er dann laut, indem er Konstanzen fixirte.

Nun sehen Sie Herr Raymond, antwortete diese lächelnd, und Riancourt ist reich. Verkennen Sie mich nicht. Ich habe Herrn Ludwig recht lieb; aber nur die Zukunft kann über uns entscheiden.

Verstimmt ging Raymond neben Konstanzen her. Dennoch fühlte er, daß er dem Mädchen nicht zürnen dürfe, denn sie hatte sich wenigstens mit Offenheit gegen ihn ausgesprochen. Sie ließen sich in einer Laube nieder. Es steht bei dir, sein Glück zu machen, dachte Raymond; aber ist es auch ein Glück? Ich muß sie noch länger beobachten.

Sie sind ernst geworden, begann Konstanze wieder. Wie können Sie es mir verargen, wenn ich bei den nicht glänzenden Verhältnissen in denen mein alter Vater lebt, den Wunsch hege, diese zu verbessern?

„Wenn es das nur wäre und Sie außerdem Ludwig wirklich liebten; — doch Sie ha-

ben selbst gesagt: die Zukunft möge entscheiden, und dabei wollen wir es lassen.“

In dem Gange der zur Laube führte, klirrten Sporntritte. Ein Offizier näherte sich. Konstanze erröthete und sprang auf. Es war Riancourt. Er trat in die Laube. Konstanze begrüßte ihn verlegen und stellte die beiden Männer einander vor. Riancourt verneigte sich kalt und vornehm.

Ich bin von meiner Reise heut früh zurückgekommen, sagte er dann zu Konstanzen, ich eile, Ihnen meine Huldigung darzubringen, finde aber, daß ich störe.

Keinesweges, Herr Graf, antwortete Konstanze, indem sie ihn mit bezauberndem Lächeln ansah, Herr Raymond ist ein Freund meines Vaters.

Ich war schon oben, fuhr Riancourt fort, er ist beschäftigt, daher ich ihn bald verließ. Ich finde die Verhältnisse hier etwas geändert seit meiner Abwesenheit —

Ja, mein Vater unterrichtet einen Freund, Herrn Ludwig. —

Ihr Herr Vater hat unterdessen viel neue Freunde erworben.

Ja, Herr Ludwig ist durch Herrn Raymond hier eingeführt worden.

So, so! — Nun, wie haben Sie sich befunden, schöne Konstanze? — Die Oper ist gegeben, hat furore gemacht?

Leider nein; mein Vater ist ganz betrübt darüber.

Hätten denn Ihre neuen Freunde nicht wirken können? Ich dachte wohl, daß ich fehlen würde. Mit dem Munde sind die Leute gleich bei der Hand; nur nicht mit der That.

Herr Raymond hat wirklich sehr viel für das Werk gethan.

Wirklich? So, so! —

Raymond stand mit verschränkten Armen und betrachtete mit einem Blicke, der halb Mitleid, halb Verachtung zeigte, den Gecken, der

sich nachlässig auf die Bank niedergelassen hatte. Riancourt nahm tändelnd Konstanzens Hand, die ihm nur widerstrebend gelassen, und als er sie küssen wollte wirklich zurückgezogen wurde. Raymonds Nähe und das vorangegangene Gespräch wirkten drückend auf das Mädchen. Riancourt that als ob er diese Zurückhaltung nicht gewohnt sei.

Ah, sagte er höhnend, indem er aufstand, ich habe ein tête a tête gestört. Nun freilich, das hätte ich voraussehen können. Aber es wird, setzte er, gegen Raymond gewandt, mit scharf accentuirter Stimme hinzu, nicht ohne — Züchtigung hingehn.

Herr Graf, hub Konstanze zitternd an, indem sie ihn beim Arm faßte, ich bitte Sie Riancourt — weiter konnte sie nichts hervorbringen.

Raymond verharrte noch immer in seiner Stellung. Es war als ob die Gesichtszüge des Offiziers eine unangenehme Erinnerung in ihm

geweckt hätten. Dies Benehmen versetzte Riancourt in Wuth.

Herr, rief er leidenschaftlich, was sehen Sie mich so an? Sie glauben wohl, daß ich die Dupe bei Ihrem Rendezvous abgeben soll?

„Junger Mann,“ antwortete Raymond, „beruhigen Sie sich. Die Leidenschaft reißt sie hin. Sie befinden sich im Irrthum. Ich sehe wie die Sachen hier stehn, und ich weiche, weil ich kein Recht habe fremden Verhältnissen zu widerstreben.“

Er verbeugte sich und ging nach dem Hause zurück. Ja, sie sind einig, sagte er zu sich selbst, Ludwig muß dies Haus meiden. Ich sehe nur Wehe voraus: Täusche ich mich nicht, so habe ich das Gesicht dieses Riancourt schon irgendwo gesehn. Ich kenne diesen Menschen, und zwar nicht von guter Seite. Noch weiß ich nicht, wo ich ihn hinbringen soll. Die Uniform ist fremd, — seine Sprache hat aus-

ländischen Accent. Ich will mich doch nach ihm erkundigen.

Konstanze und Riancourt waren ihm gefolgt. Jene, die ein näheres Verständniß mit dem Offizier nicht einräumen konnte, hielt für unangemessen, länger mit ihm allein im Garten zu bleiben. Sie machte ihm Vorwürfe über seine Unart, und dies bestärkte Riancourt in seinem Verdachte. Er nahm an dem Hause kurzen Abschied von ihr. Sehr verstimmt trat sie mit Raymond, der sein Bedauern über den Auftritt zu erkennen gab, in's Zimmer, wo Doloroso eben seinen Unterricht geendigt hatte. Man trennte sich bald.

Auf dem Rückwege theilte Raymond seinem Pflegesohn die gehabte Unterredung mit und sprach ihm unverholen die Vermuthung aus, daß Riancourt von Konstanzen geliebt werde.

Auf Ludwig hatte die Rückkehr seines Nebenbuhlers, wie sich denken läßt, einen sehr un-

angenehmen Eindruck gemacht. Er fürchtete, daß die glückliche Zeit seines Umgangs mit der Geliebten nun vorüber sein werde. Aber je mehr die Hindernisse zu wachsen schienen, um so mehr nahm seine Liebe zu. Raymond sagte ihm Alles, wodurch er den Nimbus, der Konstanzen in Ludwigs Augen umstrahlte, verdunkeln zu können glaubte, er erwähnte ihrer Erkundigung nach seinen Vermögensumständen: — vergebens! — Ihr Vater ist nicht vermögend, antwortete der Jüngling, es ist natürlich, daß sie für ihn sorge. Bin ich nur erst angestellt, mit der Zeit hoffe ich ein gutes Engagement zu bekommen; der Graf heirathet sie doch nicht; im Uebrigen vertraue ich ihrer Sittlichkeit und dem, was sie mir zur Erläuterung ihres Verhältnisses mit Riancourt gesagt. Sie sehen überall schwarz, mein lieber gütiger Herr Raymond! Freilich stehen mir nun manche Herzensleiden bevor, ich werde mit dem stolzen Gecken oft in Doloroso's Hause zusammentreffen —

ach, ich werde auch Eifersucht fühlen; — allein darum rasch zum Ziel!

„Aber sie liebt ja Riancourt!“

Nein, nein, sie würde es mir gesagt haben. Sie wird uns Beide nun prüfen können. Sie wird bald sehen, wer ihre Liebe mehr verdient; ich oder er. Die Liebe und das Vertrauen des Vaters habe ich mir schon erworben, und ich weiß, daß er den Grafen nicht recht leiden kann. Er äußerte sich darüber, als Riancourt nach dem Garten ging.

Nun so gehe denn, dachte Raymond, nach allen Richtungen einer traurigen und zu späten Erkenntniß entgegen. Die Reue wird nachfolgen.

Unterdessen lag Konstanze in Betrachtungen vertieft, auf ihrem Ruhebette. Sie wußte selbst nicht, was sie aus ihrem Herzen machen sollte; denn sie mochte weder Riancourt, noch Ludwig aufgeben. Sie liebte entweder Beide, oder sie liebte Keinen. Unerforschliches Räthsel des weiblichen Herzens! — Sie hatte Ludwig

beim Vorübergehn vor seiner Wohnung kennen gelernt, und der bescheidene Jüngling war ihr so theuer geworden, daß sie ihm selbst Muth zur Annäherung zu machen suchte; dennoch fühlte sie sich auch von Riancourt gefesselt, der ihr mit der unbescheidenen aber reizenden Kühnheit des feinen Weltmannes begegnete, und sie mit Geschenken überhäufte. Beide waren schön; auf Ludwigs Seite aber befand sich das geistige Uebergewicht. Konstanze kämpfte einen schweren Kampf. Warum kann man nicht zwei Männer heirathen? seufzte sie aus der Tiefe ihres Herzens. Nun, sagte sie endlich sich tröstend, ich will Beide als Liebhaber behalten, so lange ich kann! Mit diesen Gesinnungen schrieb sie sofort an Riancourt, sagte ihm über Raymond und Ludwig, was ihn irgend beruhigen konnte, und war nun sehr zufrieden mit sich selbst. —

Fünftes Kapitel.

Ludwig hatte zu seinem Debüt den Achill in Glucks Iphigenie in Aulis gewählt, Konstanze die Partie der Iphigenie übernommen. Beide übten schon seit einigen Tagen ihre in der Oper vorkommenden Duette ein. Als er sich am nächstfolgenden Morgen bei Konstanzen einfand, bemerkte sie sehr bald seine Unruhe. Allein sie war so hold und freundlich gegen ihn, so durchaus unbefangen, daß die in ihm erweckten Zweifel schwanden. Noch hatte er eine eigentliche Liebeserklärung nicht gewagt, er wollte erst dann um ihre Gegenliebe bitten, wenn er als Sänger angestellt und im Stande sein würde, auch um ihre Hand anzuhalten. Dennoch erwähnte er Riancourts. Sie wurde nun ernst. Wenn Sie mein Freund sind, sagte sie, so ver-

trauen Sie mir, und vermeiden Sie jede Aufwallung. Riancourt ist sehr heftig, und ich möchte nicht, daß zwei Männer, die ich hochachte, meinetwegen sich vergäßen. Ludwig war ungewöhnlich weich gestimmt, und schon im Begriff, die Entscheidung über sein Lebensglück zu erflehen. Allein Konstanze zeigte schnell wieder die größte Ausgelassenheit, und gewährte durchaus keinen Angriffspunkt. Sie begannen das erste Duett. Als sie sangen, erschien Riancourt. So höflich er war, entging ihnen doch nicht, daß er sich Zwang auflegte. Er erkannte nur zu sehr, welchen Vortheil Ludwig auch durch sein musikalisches Talent vor ihm voraus habe. Auf der andern Seite fühlte Ludwig, daß die vornehme Nonchalance und die Vertraulichkeit, zu der sich Riancourt berechtigt hielt, dem Letztern wieder den Vorrang vor ihm einräume. Konstanze nahm sich meisterhaft. Jeder hielt sich in seinem Innern für den Beglückten; dennoch fürchtete Jeder den Ne-

benbuhler. Ludwig insbesondere sah ein, daß ihm Riancourt auf die Dauer unerträglich werden würde. Er empfahl sich, Riancourt blieb.

Verstimmt kam er nach Hause. Sehr zerstreut setzte er sich an seine Partitur. Er sann und sann, schrieb, radirte und warf nach vergeblichen Bemühungen die Feder vor sich hin. Raymond betrachtete ihn schweigend. Mit dieser Unruhe im Herzen kann der Teufel komponiren, sagte Ludwig endlich, und sprang auf. Er nahm seinen Hut und begab sich in den Park. Er hatte hier kaum einige Schritte zurückgelegt, als er den Sänger Farinetti mit einigen andern jungen Leuten jubelnd auf sich zukommen sah. Er bemerkte, daß Farinetti auf ihn zeigte und mit höhnischem Blick einige Worte sprach, worauf die Begleiter desselben in ein lautes Gelächter ausbrachen. Seit jenem Abend im Speisehause noch immer erzürnt auf den Sänger, fühlte er, daß sein Blut wallte. Indem die

Gesellschaft an ihm vorüberging, gab ihm einer der jungen Leute, unverkennbar absichtlich, mit dem Arme einen heftigen Stoß.

„Mein Herr,“ sagte Ludwig stehn bleibend, „haben Sie die Güte sich vorzusehn.“

Das ist der Prahlhans von neulich, rief der Angeredete.

Der Ritter der Doloroso, bemerkte ein Anderer.

Jetzt Riancourts Stellvertreter! lachte ein Dritter.

Der neue große Sänger, der Schüler Doloroso's! setzte Farinetti hinzu.

Er tritt ja wohl auf? fuhr der Erste fort.

Ja, er will mit mir anbinden, antwortete Farinetti; wie seine Dulcinea meine Frau, so denkt er mich todt zu singen.

Laß' ihn nur auftreten, schrien hier die Freunde des boshaften Sängers.

„Meine Herrn,“ nahm nun Ludwig das

Wort, „ich vergebe Ihnen, in Rücksicht auf den Zustand, in dem ich Sie sehe. Lassen Sie mich gehn.“

Zustand? Was Zustand? Der Kerl hält uns wohl für besoffen? riefen Jene durcheinander und drangen auf ihn ein. Da Ludwig einen Angriff fürchtete, so lehnte er sich mit dem Rücken an einen Baum, ballte seine Fäuste und drohte, den Ersten der ihn zu berühren wagen würde, sogleich niederzuschlagen. Farinetti, dem doch bange werden mochte, suchte seine Genossen zu beruhigen und entfernte sich mit ihnen. Noch lange hörte Ludwig ihr wieherndes Gelächter, die niedrigsten Anspielungen auf sein und Konstanzens Verhältniß. O Gott, seufzte er, welch' ein trauriger Anfang meiner Laufbahn! Aber freilich, es ist bloß der Neid und die Mißgunst des Theatervolks. Ach, wär' ich vermögend! Nie würde ich dann das Theater betreten, ich heirathete Konstanzen, sie müßte die Bühne verlassen, und wir lebten dann Beide unserer Liebe

und der göttlichen Kunst der Musik! — Welche Werke wollte ich schaffen! —

Während Ludwig Konstanzens mit so treuer Liebe gedachte, war Riancourt nicht müßig gewesen seinen Vortheil wahrzunehmen. Er liebte Konstanzen, wie ein Bonvivant eine Sängerin zu lieben pflegt. Welche Absicht er eigentlich mit ihr hatte, wird später klar werden. Allein trotz aller Huldigungen und Geschenke welche er Konstanzen brachte, hatte er nicht mehr von ihr erlangt, als die Versicherung, daß er ihr nicht gleichgiltig sei. Den Ausbruch der Leidenschaft wußte sie stets durch fröhlichen Muthwillen zu verhindern. Das Weib hat kein besseres Schild für ihre Tugend, als wenn sie der Leidenschaft des Mannes Scherz entgegensetzt. Konstanzen zu heirathen, war Riancourt bis jetzt noch nicht in den Sinn gekommen. Die Abwesenheit von dem Gegenstande seiner Sinnlichkeit hatte seine Leidenschaft noch mehr entflammt, er fürchtete überdies nicht nur Lud-

wigs Vorzüge, sondern er konnte sich auch von dem Gedanken nicht befreien, daß Raymond selbst die Absicht hätte, sich um das schöne Mädchen zu bewerben, und so hielt er für nothwendig, nicht länger mit einer entscheidenden Maaßregel zu zögern. Er sank zu Konstanzens Füßen nieder, gestand ihr zum hundertsten Male in den glühendsten Ausdrücken seine Liebe, und erklärte ihr, daß er vor Eifersucht sterben müsse, wenn Raymond und Ludwig ferner das Haus besuchen sollten.

Konstanze wandte ein, daß sie dies nicht hindern könne.

„Angebetetes Mädchen, sagte er nun, indem er ihr einen kostbaren Ring an den Finger steckte, nehmen Sie diesen Ring, als ein Zeichen, daß ich mich Ihnen verlobe. Ich biete Ihnen Rang und Vermögen; doch zwingen mich Familienverhältnisse, dieselben, welche mich jetzt von hier abgerufen hatten, dies noch kurze Zeit geheim zu halten. Wollen Sie die Meine sein?

Er hielt ihr die Hand hin. Sie legte die ihrige verwirrt hinein, denn sie sah im Geiste Ludwigs sanftes, trauerndes Bild im ganzen Zauberreiz der Schönheit. Gönnen Sie mir, stammelte sie, eine kurze Bedenkzeit. Er schloß sie stürmisch in seine Arme und küßte ihre Lippen. Sie duldete es schweigend. Er zweifelte nicht an seinem Siege und entfernte sich.

Konstanze stützte den Kopf in ihre Hand. Ich täuschte mich nicht, sagte sie zu sich selbst, er meint es gut mit mir. Ich soll also Gräfin werden! Was würde die Farinetti sagen! — Wäre ich nicht eine Thörin, wenn ich dies Glück ausschlüge? Doch nein, so schnell kann ich mich nicht dem Ehejoche fügen! Und was sollte ich mit Ludwig beginnen? — Er ist so sanft und schön! Raymond scheint mir reich, er liebt den Pflegesohn. — — Auch meinen Vater hat Ludwig gewonnen. Man muß vorsichtig handeln; es gilt, ein Mittel zu finden, wie ich es mit Keinem verderbe. — Noch

hat sich Riancourt ohnedies nicht öffentlich erklärt.

Am Nachmittag erschien Ludwig wieder. Konstanze schrieb eben einen Brief und suchte ihn, als Ludwig eintrat, schnell zu verstecken. Er sah sie forschend an und heftete dann seine Augen auf den Papierstoß, der den Brief bedeckte. Zwei Liebhaber, dachte Konstanze, sind doch wirklich eine lästige Sache! —

Sie sprachen erst über einige gleichgiltige Gegenstände. Dann theilte ihr Ludwig mit, daß auf morgen die Theaterprobe der Iphigenie angesagt sei, und erzählte ihr außerdem, daß er sich mit Farinetti überworfen habe.

Das sind üble Aussichten für die Aufführung, antwortete Konstanze.

Ich begreife aber diesen Menschen nicht, fuhr Ludwig fort, seine Frau kennt mein und Raymonds freundschaftliches Verhältniß, Sie wissen theure Konstanze, auf welche Weise es Ray-

mond gelungen ist, uns die Farinetti zu gewinnen. —

Das ist leicht erklärlich, erwiderte Konstanze, Farinetti fürchtet, daß Sie ihm als Sänger schaden werden und deshalb ist auch seine Frau schon wieder kühl gegen mich. Wenn wir auftreten, müssen wir unser Möglichstes thun, diese falschen Menschen mit einem Schlage zu vernichten.

Warum so hart? fragte Ludwig.

Sein Sie nur erst Mitglied der Oper, wie ich es bin, Sie werden sich überzeugen, daß dann die Pflicht der Selbsterhaltung eintritt.... Aber aus welchem Grunde verschlingen Sie denn das Papier hier so mit den Augen?

Ich überzeuge mich, theure Konstanze, daß Sie Geheimnisse haben für den Ihnen so ganz ergebnen Freund.

Und wäre dem so, welche Unbescheidenheit, mich in Verlegenheit zu setzen.

So täusche ich mich also nicht! Gestehn Sie es nur, es ist ein Brief an den Grafen.

Ludwig trat leidenschaftlich näher und legte die Hand an den Papierstoß. Konstanze suchte die Berührung zu verhindern, das Papier fiel auf die Erde und der Brief blieb offen auf dem Pulte liegen. Ein flüchtiger Blick zeigte dem Jüngling die Ueberschrift „Theurer Riancourt.“ O Gott, Konstanze, sagte er nun traurig, ich sehe, meine Hoffnungen sind vernichtet!

Sie sind unartig! erwiderte die Betroffene unwillig.

Vergeben Sie, antwortete Ludwig, ich habe kein Recht in Ihre Geheimnisse einzudringen. Doch Konstanze, warum erregten Sie Hoffnungen in mir? Warum schlugen Sie Ihr Auge nicht nieder, wenn Sie vor meinem Fenster vorübergingen? Warum sagten Sie mir nicht gleich, daß — Ihr Herz versagt sei? — Warum wiegten Sie mich in einen süßen Traum, wenn Sie die Absicht hatten, mich zur schmerzlichsten Wirklichkeit zu wecken? —

Lesen Sie, lesen Sie, stammelte nun Kon-

stanze, die bald blaß bald roth geworden war, hier nehmen Sie den Brief; prüfen Sie erst, bevor Sie urtheilen!

Er wollte, wagte es nicht. Sie drang ihm das Papier auf, und er las folgende Worte:

„Theurer Riancourt! Ihr Antrag hat „mich überrascht, und ist zu schmeichelhaft, als „daß er mich nicht mit Freude erfüllen sollte. Al- „lein er ist zu schnell erfolgt, und im Zustande „der Aufregung. Sie verlangten Herrn Lud- „wigs und Raymonds Entfernung, und als „ich mich diesem Wunsche nicht fügen zu kön- „nen erklärte, baten Sie um meine Hand. Beide „sind vortreffliche Männer, von mir und mei- „nem Vater hochgeachtet und Ihrer Freundschaft „würdig. Wenn Sie mich lieben, wie Sie be- „haupten, so beweisen Sie mir dies vor Allem „dadurch, daß Sie den Frieden nicht stören, der „in unserm Hause waltet. Schließen Sie sich „unserm freundlichen Kreise an! Sollten Sie „später, wenn Sie ruhiger geworden sind, Ih-

„ren Antrag wiederholen; so würde ich für Ernst „halten, was ich jetzt nur als Uebereilung be„trachte und dann mein Herz um Antwort fra„gen. Bis dahin bin ich nach wie vor Ihre „Sie hochachtende Freundin Konstanze."

Nun, was finden Sie in dem Briefe? fragte Konstanze trotzig. Sie wissen es jetzt, er hat mir seine Hand angeboten, und ich habe sie ausgeschlagen, Undankbarer!

Der arme Jüngling sank zu ihren Füßen nieder. Er war zu überrascht, um den Inhalt des Briefes zergliedern zu können. Die Thränen strömten ihm über die Wangen, er umfaßte des Mädchens Knie. Himmlische Konstanze, rief er aus, vergieb, vergieb, ich liebe Dich ja so unendlich. Ich habe es noch nicht auszusprechen gewagt; ich wollte es nach meiner Anstellung. Ich biete Dir nicht Rang, nicht Vermögen; aber ein Herz voll treuer Liebe. Unsre gemeinschaftliche Gage wird uns nähren; die Opern, die ich komponire, werden uns auch Mittel zu Vergnü-

gungen gewähren. Im Mißgeschick stünde Raymonds Edelmuth uns zur Seite! O Konstanze, sprich das Wort, welches mich zum glücklichsten Sterblichen machen würde! —

Konstanze fühlte sich hingerissen; sie hob den Jüngling empor, und Beide umschlangen sich. Sprich das Wort, Du Engelgleiche, wiederholte er dringend. — Mit jenem himmlischen Lächeln, womit sie die Herzen aller Männer berückte, lispelte sie. Ich liebe Dich!

War Ludwig betrogen, oder war er es nicht? — — —

Du siehst, flüsterte Konstanze, daß ich nicht anders an Riancourt schreiben konnte. Sein edelmüthiger Antrag, seine Redlichkeit machen ihn der zartesten Schonung werth.

Warum aber, Geliebte, entgegnete er, schreibst Du ihm nicht einfach und wahr, daß Du ihm für die Dir zugedachte Ehre danken müßtest? Ist er ein Ehrenmann, kann er Dir nicht zürnen. —

„Aufrichtig gestanden, er hat mir und meinem Vater manchen Dienst geleistet, und“ —

Nun?

„Und ich kann noch — manchen Nutzen von ihm ziehen.“

Ach Konstanze, wie kannst Du doch so häßlich denken!

„Das ist Lebensklugheit. Ich bin Schauspielerin.“

Ach, auch vielleicht gegen mich!

„Ewiger Zweifler!“

So soll ich also mit dem Nebenbuhler ferner zusammen leben?

„Ja, und je vernünftiger Du Dich gegen ihn benimmst, je mehr werde ich Dich lieben!“

Er wird mit Dir oft allein sein! —

„Du beleidigst mich!“ —

Konstanze siegelte nun in Ludwigs Gegenwart den Brief an Riancourt, und sandte ihn ab. Dem Jüngling lag zu viel daran, die gute Laune der Geliebten zu erhalten, als daß

er noch Einwendungen gemacht hätte. Aber daß er die Flecken in ihrem Charakter erkannte, wird Niemand zweifeln.

Als er Konstanzen verlassen hatte, überließ sich die Wankelmüthige neuen Betrachtungen. Sie war sehr unzufrieden mit sich selbst. Das habe ich nicht gewollt, dachte sie. Die Schlingen ziehn sich zusammen. Wie habe ich mich so vergessen können! Nun werden sie gar Beide Ansprüche an mich machen. Ich hatte Alles so zweckmäßig überlegt! — Ludwig wird mich nun mit doppelter Wachsamkeit verfolgen; er ist im Stande, mich zu kompromittiren. Wahrlich, er macht mir Mühe, er wird mir lästig. Ist das Liebe? Dann ist die Liebe ja ein fatales Gefühl! — Zwei Liebhaber vollends sind unverträglich! Einer von ihnen muß weichen. — Machen sie es mir zu arg, gebe ich Beiden den Korb. Meine Selbstständigkeit will ich so schnell nicht opfern. Doch das Schicksal möge walten. Armer Ludwig! —

Die Proben zu Iphigenia begannen. Doloroso prophezeite seinem Schüler ein glänzendes Debüt. Die Theaterdamen steckten die Köpfe zusammen; der Jüngling gefiel ihnen. Allein nur zu bald bemerkten sie, daß die schöne Konstanze sein Herz schon gewonnen habe. Das kühlte denn die Begeisterung für die neue Erscheinung mächtig ab, und erregte noch mehr Neid gegen Konstanzen.

Riancourts Leidenschaft wuchs von Tag zu Tage. Konstanzens Brief bewies ihm, daß er selbst durch einen Heirathsantrag die gefürchteten Nebenbuhler nicht entfernen könne. Er kannte die Geheimnisse des Koulissenlebens, und war überzeugt, daß Ludwig die ihm gebotenen Vortheile benutzen würde. Er suchte mit Konstanzen allein zu sein; sie vermied dies aber.

Am Tage der Generalprobe war Doloroso unwohl. Riancourt und Ludwig begleiteten die Geliebte bis an das Opernhaus. Raymond blieb bei dem Kranken. An der

Thür des Opernhauses mußte Riancourt umkehren; denn es war den nicht zum Theater gehörigen Personen untersagt, sich hinter den Koulissen aufzuhalten. Ludwig warf einen triumphirenden Blick auf ihn, verbeugte sich und führte Konstanzen in das Haus.

Riancourt fühlte sich bitter gekränkt. Das will ich Dir gedenken! murmelte er vor sich hin. Jämmerlicher Theaterprinz! Bei Gott, das Mädchen äfft mich. Ich biete ihr meine Hand an, und sie umgeht eine bestimmte Antwort, bloß um sich von diesem sentimentalen Tenorsänger und von dem gelehrten, vornehmthuenden Freund, so der Vormund desselben, den Hof machen lassen zu können! Es ist zum toll werden. Des alten, hypochondrischen Mannes wegen wird Raymond nicht täglich im Doloroſoschen Hause liegen; er thuts also der Tochter wegen. Dennoch ist er mit Ludwig befreundet; der Teufel vermag dies Verhältniß zu durchschauen. — Welch' ein Narr bin ich, daß ich mich äffen lasse! —

Aber sollen so schwere Opfer vergeblich gewesen sein? — Soll ich für alle meine Geschenke leer ausgehn? — Nein, ich will, ich muß mein Ziel erreichen! Ich werde diese Ueberlästigen fortzuschaffen wissen! — Wer ist dieser Raymond? — Weshalb ruht jedes Mal sein Auge so forschend auf mir? — Ich muß ihn kennen. — — Sollte er in Pyrmont gewesen sein? — Das wäre ein verzweifelter Streich! — Doch ruhig; er kennt mich nicht. — Der Mann ist reich, das merkt man. Der Theaterprinz hat nichts; aber er singt. Es ist klar, drum will es Konstanze mit Beiden nicht verderben, und mich sucht sie obenein fest zu halten. — Vielleicht will sie auch nur meine Eifersucht erregen, um mich zur entscheidenden That zu treiben. Ja, so ist's! Kluge Sängerin, ich durchschaue Dich. Wenn ich morgen bei Deinem Vater um Dich anhielte, dann müßten Raymond und Ludwig zurücktreten. Aber das werde ich nicht thun. Heirathen! Ha, ha, ha, ha! In dies

Joch mich spannen — Nein Konstanze, völlige Freiheit des Willens auf beiden Seiten, sei Bedingniß unserer Verbindung. Völlige Freiheit! — Du wirst mir unermeßliche Schätze einbringen! — Ob es gelingen wird? — Es muß. Erst ihr die glänzende Seite des freien Lebens noch reizender ausmahlen, diese beiden Musikhelden vernichten — und wenn sie sich ganz verlassen fühlt, dann sie in die neue Sphäre hinüberleiten. — — Schöne Träume! Wie weit bin ich noch von der Erfüllung entfernt. Denn dieser Raymond, lehrt mich Vorsicht. Ich kann's nicht leugnen, sein Anblick peinigt mich. Er ist nicht nur ein schöner, sondern auch ein sehr weltkluger, tief erfahrner Mann. Nun, nun, wir wollen ja sehn! — Vorerst werde ich dem wackern Tenoristen das Garaus machen. Nimm Dich in Acht Bürschgen! — Ich finde ja wohl ein Mittel..... Richtig, so geht es! — Ich müßte Konstanzen schlecht kennen, um nicht sicher zu sein, daß sie dich wenn mein Plan ge-

lingt, nicht mehr ansehn wird. Hilf denn, Freund Kniepholz! —

Riancourt schritt durch mehrere Straßen und gelangte an eine enge Quergasse, die in einem Sack endete. Ein kleines einstöckiges Haus verschloß hier die Gasse. Ueber der Thüre des Hauses erblickte man eine schwarze Tafel, auf welcher mit weißen Buchstaben „Geschäftskomtoir von Gottlieb Leberecht Kniepholz“ zu lesen war. Die Fensterladen waren geschlossen und das Häuschen schien unbewohnt zu sein. Riancourt zog eine Klingel, die Hausthür öffnete sich geräuschlos und schloß sich wieder hinter ihm. Er stand eine Weile ganz allein auf der düstern Hausflur. Er klopfte vergebens an die schmale Stubenthür.

„Ha, Kniepholz,“ rief er endlich ungeduldig, „wo bleibt Ihr denn in Teufelsnamen?“

Ich komme, antwortete es von oben, und gleich darauf hörte er es hüstelnd die Bodentreppe hinab schlurfen.

„Ihr wolltet Euch wohl da oben aufhängen, alter Sünder?“ fuhr Riancourt fort, „wartet nur noch einen Augenblick, ich habe mit Euch zu sprechen.“

Sie sind es, Herr Graf, keuchte ein kleines gespenstisches Wesen, welches hinten und vorn bucklicht, blaß, kahlköpfig, in einen schmutzigen Schlafrock gehüllt, nun vor ihm stand, hier bin ich, eche, eche, was steht zu Diensten, eche, eche! Merk' schon!

Dabei schloß das Männchen die Stubenthür auf, und nöthigte Riancourt einzutreten. Das Haus lag in einer so dunklen Gegend, und die angrenzenden Häuser der Gasse waren so hoch, daß Kniepholz selbst bei Tage eine Lampe zu brennen genöthigt war. Um dem spärlichen Schein des Flämmchens mehr Kraft zu verleihen, hielt er die Laden stets geschlossen. In der kleinen niedrigen Stube standen nur einige Schemel und ein hölzerner Tisch. Er setzte sich ohne Weiteres nieder, stützte die Hände auf seine kurzen, mage-

ren Lenden und sah fragend zu Riancourt in die Höhe, wobei seine kleinen grauen Augen im Schein der Lampe funkelten.

„Kniepholz, gute Seele, Ihr müßt mir einen Gefallen thun,“ hub Riancourt nun an.

Merk' schon, Herr Graf, eche, eche — verdammter Husten — haben 'n Fischgen irgend wo schwimmen sehn, hi, hi, 'n Forellchen, eche, eche; soll's fangen, merk' schon, eche, eche! —

„Nein Freundchen, für dies Mal nicht.“

Merk' schon, 's Geld ist all, eche, 's liebe Geld, 's runde Geld, 's rollt, eche, eche, eche! Soll pumpen.

„Nichts, von dem Allen. Dies Mal habe ich einen ganz besondern Auftrag für Euch.“

Merk' schon. Wie vor drei Jahren, nicht wahr? Eche, eche! 'S Stübchen ist leer. Können sich gut verstecken. Hi, hi! Polizei, Jammerpolizei! Haben schon Viele bei uns gewohnt, eche, eche, lauter brave Leutchen. Jammerpolizei! —

„Laßt mich nur endlich zu Worte kommen. Morgen wird die Oper Iphigenia in Aulis gegeben. In derselben tritt ein neuer Sänger auf, der Ludwig heißt. Dieser Mensch ist mir verhaßt" —

Hi, hi, hi, hi, eche, eche, eche, und soll 'ne Tracht Prügel bekommen, merk' schon, eche! Bastian ist über Land; doch in einer Stunde ist er zurück.

Prügel könnten ihm auch nicht schaden, dachte Riancourt. Die bessere Natur in ihm siegte indessen. „Nein," sagte er den Vorschlag verwerfend, „der Mensch muß morgen so ausgepfiffen werden, daß er sich nie wieder aufzutreten getraut. Ich habe zwar Bekannte hier, und könnte das selbst veranstalten, aber ich müßte mich mehreren Personen entdecken, und will, daß Niemand meine Hand im Spiel glaube."

Auspfeifen, hi, hi! Auch recht hübsch! Spaßhaft! Aber viel Leute, viel Geld. Schwere Zeiten, eche, eche, und 'n verdammten Husten!

„Es koste, was es wolle. Ihr müßt raffiniren, alter Freund, wie dem Menschen eine rechte Blame zugefügt wird.“

Blame! hi, hi. Die Zeit ist kurz; Bastian ist über Land; doch wir wollen sehn. Werde morgen früh, eche, eche, durch Bastian, eche, eche, eche, Billets kaufen lassen.

„Ihr sollt mit meinem Dank zufrieden sein.“

Nicht Dank, — Geld. Vorher, nicht nachher! Eche, eche, wir kennen uns.

„Mißtrauischer, alter Teufel! Nun, wie viel braucht Ihr?“

Mit funfzig Personen ist die Sache abgemacht. Eche. Zehn ersten Rang, zehn zweiten, eche, eche, zehn dritten, zwanzig Parterre. Eche, eche, o verdammter Husten! — Macht zwanzig, macht dreißig, fünf und dreißig Thaler, Bastians Mühe, meine Mühe — vielleicht Prügel, eche, eche, heraus 100 Thaler — die Zeit ist kurz! —

„Unverschämter alter Sünder, die Hälfte

wäre hinreichend. Ihr könnt ja Eure Helfershelfer gar nicht einmal mit Ehren in den ersten oder zweiten Rang schicken! — 20 Parterre-Billets genügen.“

Merk' schon, merk' schon! Nun, besorgen Sie's allein!

Riancourt machte Vorstellungen; Kniepholz aber blieb unerschütterlich bei seiner Forderung, und der Nachsichtige zahlte. Und dieses Racheplans hätte es nicht einmal bedurft; denn Farinetti und sein Anhang waren ebenfalls übereingekommen, den Jüngling gleich beim ersten Auftritt zu vernichten.

Die kurze Unterredung, welche wir so eben gehört haben, wird hinreichend gewesen sein, um einen Begriff von dem Charakter und der Beschäftigung des würdigen Kniepholz zu gewähren. Er war Kommissionair, und es gab in der That kein Geschäft, zu dem er seine Mitwirkung versagt hätte. Auf moralische Erörterungen ließ er sich nicht ein, wenn nur sein schmu-

ziger Geiz befriedigt wurde. Wiewohl ein Erzheuchler, hatte er dennoch den Ruf eines redlichen Mannes. Er stand mit dem schlechtesten Gesindel der Stadt in genauer Verbindung. Hinter seinem Häuschen befand sich ein Garten, welcher durch einen hohen Zaun von dem Wege geschieden war, der innerhalb der Stadtmauer rings um die Stadt führte. Auf dieser Seite schlüpften ungesehn zu allen Zeiten des Tages und der Nacht verdächtige Personen zu ihm ein, welche mit ihm verkehrten. Sein Faktotum war Bastian, ein Taugenichts, der einst durch die Leidenschaft des Spiels in den Abgrund der Verzweiflung gestürzt und dem Selbstmorde nahe von ihm gerettet worden war, und seitdem ihm alle seine Dienste geweiht hatte. Bastian erkannte bald, daß Kniepholz ein nicht unbedeutendes Vermögen zusammengewuchert haben müsse, und dieser der die Verlassenheit des Alters fürchtete, suchte ihn durch die Versicherung an sich zu ketten, daß er, kinder- und verwandtenlos, ihm

einst seinen ganzen Nachlaß vermachen werde. Die Verbindung mit Bastian gewährte dem Alten um so größere Vortheile als er nun nicht mehr die ihm schwer fallenden Gänge in die Stadt zu machen brauchte, und Bastian aus seiner frühern Lebenszeit mit einer großen Menge von Menschen bekannt war, die bei Ausführung der verschiedenartigsten Aufträge nützlich sein konnten.

Riancourt hatte sich kaum entfernt, als Bastian zurückkam. Kniepholz erzählte ihm, was vorgefallen, und übergab ihm 25 Thaler, mit der Versicherung, daß Riancourt nicht zu bewegen gewesen sei, eine größere Summe zu zahlen. Der Famulus erklärte sich sehr unzufrieden mit einer so kleinen Summe, nannte seinen Herrn und Wohlthäter einen alten Narren, und verließ murrend das Haus, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Aber Raymond und Ludwig waren ihrerseits ebenfalls nicht unthätig gewesen. Jener

hatte hundert Billets gekauft, und Ludwig dieselben im Universitätsgebäude an Studenten vertheilt. Bei dem herzlichen Antheil, den die jungen Leute an dem aus ihrer Mitte geschiedenen Freund nahmen, glaubte Ludwig auf den günstigsten Erfolg rechnen zu dürfen. Raymond wußte allerdings von Farinettis Eifersucht und von den Drohungen im Park; sowohl Ludwig als Konstanze hatten hierüber mit ihm gesprochen; er erklärte indessen, daß die beabsichtigte Kabale, durch die Freunde seines Schützlings sehr leicht unterdrückt werden würde. Im Herzen aber wünschte er, daß derselbe gleich anfangs durch kränkende Erfahrungen gezwungen werden möge, die Bühne zu verlassen. Er that also nichts, um in dieser Beziehung vorzubeugen, und suchte Beide zu beruhigen.

So war der Abend der Aufführung herangekommen. Das Haus war überfüllt und schon vor dem Anfange der Oper bemerkte man eine ungewöhnliche Aufregung im Publikum, wie dies

immer der Fall zu sein pflegt, wenn verschiedene Parteien im Theater anwesend sind. Hier und dort hörte man von dem neuen Sänger sprechen.

„Kennen Sie den Herrn Ludwig, der heute debütirt,“ ließ sich eine korpulente Dame, welche durch thurmhohen Kopfputz ihrem Hintermanne im Parkett alle Aussicht benahm, gegen ihren Nachbar vernehmen, „er soll allerliebst sein und göttlich singen.“

Bitte um Vergebung, antwortete die Angeredete, eine Schusterfrau, welche ein Freibillet von Wüstewassers Köchin erhalten hatte, ich weiß ganz bestimmt, daß er ein elender Anfänger ist, ein lumpiger Student!

Ein junger Herr, welcher vor der wohlbeleibten Freundin Ludwigs saß und gleichfalls zum Farinettischen Anhang gehörte, drehte sich hier schnell um. Ja, sagte er bestätigend, er soll ganz abscheulich die Fistel singen, es ist gar nichts an ihm. Geben Sie acht, meine Damen, er wird jämmerlich fiasco machen!

„Ach, wenn ihm nur nichts geschieht,“ seufzte die Dicke, indem sie sich mit dem Operntextbuche fächelte, „ich habe sehr sensible Nerven, ich fiele in Ohnmacht!“

Aber welche Arroganz auch, fuhr der junge Mann fort, in einer solchen Oper zu debütiren, in einer Partie, in welcher unser Farinetti so groß ist. Ueberhaupt, man nimmt dem Farinettischen Künstlerpaare jetzt alle Partien, das muß das Publikum nicht leiden.

„Ach, aber die Doloroso ist doch auch eine gar zu liebliche Erscheinung!“ wandte die gutmüthige Korpulenz ein.

Na, die Madame Farinetti singt doch wohl viel schöner, wandte die Schusterfrau ein.

St! ertönte es jetzt laut im Hause. Kaballucchi hob den Taktstab und die Ouverture begann.

Man kann den Gluck doch eigentlich kaum noch hören, sagte ein bebrillter Fashionable im ersten Range zu seinem Nachbar, einem ältlichen

Herrn. Dieser begnügte sich, höflich bejahend zu nicken, da er ganz anderer Meinung war.

Hören Sie diese veralteten Wendungen, fuhr der Antigluckist fort, diese schwerfälligen deutschen Melodien! Nehmen Sie dagegen Rossini!

Der alte Herr that als ob er nichts gehört hätte.

Hören Sie, dibeldibel, dibeldibeldum, dibeldibeldum, so gehts doch in einem fort, der Himmel weiß, was die Leute an dem Gluck finden.

Jenem flossen große Tropfen von der Stirn. Das Blut wallte ihm.

Nicht wahr, Sie ziehn auch Rossini, Catel, Spontini, überhaupt die Neuern vor?

Lassen Sie mich doch hören! platzte der alte Herr jetzt unwillig heraus.

Das hätte ich denken können, dachte der Zurückgewiesene, die alten Leute lieben ihren alten Schlendrian.

Beide sprachen nicht mehr zusammen.

In einem Winkel des dritten Ranges kauerte

ein kleines, buckliches Männchen, fratzenhaft vor sich hin lachend und oft hüstelnd. Muß doch auch sehn, was wird, plapperte es vor sich hin. Bastian war heut sehr guter Laune! —

Doloroso befand sich mit Raymond und Riancourt in der Theaterloge. Von der Wüstewasserschen Familie ließ sich Niemand sehn.

Endlich, im neunten Auftritt des ersten Aktes zeigte sich der neue Sänger der erwartungsvollen Menge. Iphigenia hält Achilles für treulos und klagt, als er plötzlich vor ihr steht. „Täuscht mich auch nicht ein Traum? O Himmel du in Aulis, Iphigenia?“ ruft er entzückt. Die jugendliche Heldengestalt Ludwigs und seine tönende Bruststimme erregten ein freudiges Erstaunen. Achill und Iphigenia sangen und spielten meisterhaft.

Die große Scene eilt ihrem Schlusse entgegen, schon scheint der Sieg gewiß. Da nimmt Ludwig, indem sein Auge zufällig in die vordersten Koulissen blickt, einen einzelnen Mann wahr,

der ihm mit dem Ausdruck des alleräußersten Entsetzens zuwinkt und in die Höhe zeigt. Betroffen, doch noch gefaßt, sieht Ludwig empor; er bemerkt nichts und singt weiter. „Tyrannin," lauten die Worte des Textes, „niemals ward dein kaltes Herz gerührt, erwärmt von meiner glühend heißen Liebe . . . ." Lautes Gelächter im Parterre unterbricht den Sänger. Ein unwilliges St! von vielen Seiten, wird von ihm für ein ihm geltendes Zeichen der Mißbilligung gehalten. Sein Auge fällt in diesem Augenblicke wieder zwischen die Koulissen. „Wenn starr es nicht," singt er weiter, „bei meiner Liebe bliebe . . . ." Das Gesicht des Mannes zeigt sich ihm noch mehr von Angst verzerrt, noch einmal und noch heftiger deutet derselbe nach oben, als fürchte er, daß ein Balken dem duettirenden Paar auf den Kopf fallen werde. Konstanze in Gefahr — ist Ludwigs einziger Gedanke; er hört keine Musik mehr. Hinweg! ruft er der Geliebten zu und

reißt sie fort, — die Kapelle hält ein, — ein durchdringendes Pfeifen und Pochen ertönt aus allen Gegenden des Hauses, — Konstanze sinkt in Ohnmacht. Die Studenten gebieten mit brüllendem Geschrei Ruhe; vergebens, das Pfeifen tönt fort, das Haus erdröhnt unter den trommelnden Füßen, im Parterre und im Paradies hört man wieherndes Gelächter, das St! von Hunderten vermehrt nur den allgemeinen Lärm, Ludwigs Freunde gerathen mit verdächtig aussehendem Gesindel in Streit, ein Knittel schwirrt, bald befindet sich das ganze Parterre im Handgemenge, — Polizeibeamte suchen vergebens die Ruhe wiederherzustellen, Ludwig hält die ohnmächtige Konstanze noch immer auf der Bühne in seinen Armen, — der Vorhang muß hinabgelassen werden.

Beide fühlen sich unfähig weiter zu spielen. Dies wird dem Publikum verkündet.

Ludwig erzählt was ihm widerfahren. Man sucht nach dem Manne, der ihn aus sei-

ner Fassung gebracht. Er ist nicht zu finden, und Niemand will von ihm wissen. — Es war aber Bastian gewesen, den einer der Arbeiter hineingelassen, und der sich längst wieder entfernt hatte. —

Sechstes Kapitel.

Das Ereigniß im Theater hatte über Ludwig entschieden. Konstanzens Eitelkeit war zu sehr verletzt, als daß sie nicht hätte aufs Aeußerste aufgebracht sein sollen. Ihr Zorn wandte sich gegen die unschuldige Ursache der ihr widerfahrnen öffentlichen Beschimpfung. Man brachte sie ins Ankleidezimmer, wo sie, als sie wieder zu sich gekommen war, in Thränen zerfloß. Ihr Vater und Ludwig waren anwesend. Raymond hatte sich entfernt. Sie überschüttete Ludwig mit Vorwürfen, und wollte sein Flehen um Vergebung nicht hören. Sie allein sind Schuld an dieser mir öffentlich widerfahrnen unerhörten Schmach! sagte sie wiederholentlich zu dem Jüngling. Nun erschien der Regisseur, um sich zu erkundigen, ob weiter gespielt werden könne. Kon-

stanze erklärte, daß sie zu unwohl sei, auch Ludwig wäre nicht im Stande gewesen, wieder aufzutreten. Mit dem Gefühl der Verzweiflung verließ er das Haus. Bis spät in die Nacht irrte er in der Stadt umher. Als er nach Hause kam, trat ihm Raymond heiter und ausgelassen entgegen. Was macht Konstanze? fragte er leidenschaftlich. „Fassen Sie sich,“ antwortete Raymond, „Sie und Konstanze sind die Opfer einer Intrigue. Behagt Ihnen das Künstlerleben noch so sehr? Kommen Sie, trinken Sie ein Glas Wein, die Musik soll leben!“

Aber Ludwig stürzte ein Glas Wasser hinab. Was macht Konstanze? wiederholte er traurig.

„Konstanze bleibt dabei,“ erwiderte Raymond, „daß Ihre Aengstlichkeit, Ihre Fassungslosigkeit, lieber Ludwig an Allem Schuld sei, und ist bitterböse!“

Und das erzählen Sie mir so ruhig?

„Ja, mein Theurer, der Unfall im Theater wird zu Ihrem Glück dienen?“

Wie so?

„Nun, die Direktion nimmt Sie doch gewiß nicht an und den Engel Konstanze werden Sie jetzt ohne Glorie erblicken!“

Schrecklich, so hat man mir also den Todesstoß gegeben!

„Thorheit! Wer ein Mann ist, darf nicht unterliegen. Trinken Sie, es lebe die Musik, der Sie den heutigen Abend danken!“

Sie sind grausam; denn Sie verhöhnen mich. Und was kann die Musik für die Jämmerlichkeiten der Menschen?

„Pah, pah, mein junger Freund, mehr als Sie denken; die Musik ist eben so jämmerlich als wir. Sie ist nicht nur eine armselige, sondern auch eine unmoralische Kunst!“

Ich bin im Zustande der Verzweiflung; aber über diese Aeußerung muß ich lachen!

Er ist in der Stimmung, dachte Raymond, die zur Erkenntniß führt. Es sei. „Ich weiß,“ antwortete er laut, „was ich sage und sie wer-

den sich auch einst noch davon überzeugen. Armseelig ist jede Kunst, deren Schöpfungen jedes Mal nur durch große Vorbereitungen und Hilfsmittel wahrgenommen werden können. Die Musik steht in dieser Beziehung am tiefsten und kein Künstler ist beklagenswerther, als der Musiker... Das Bild, die Bildsäule, das Bauwerk entzücken ohne weitere Vorbereitung jedes Auge, sobald sie fertig sind, es bedarf nur des Anblicks, um in der Mahlerei, Bildhauer- oder Baukunst das Kunstwerk genießen zu können, eben so braucht man das Gedicht nur zu lesen, um den Eindruck zu erhalten, den der Dichter beabsichtigte; allein das musikalische Kunstwerk, die Partitur, liegt da wie ein Räthsel. Selbst der geübte Partiturenleser, der im Stande wäre, die Komposition sich aufgeführt zu denken, würde doch auf diese Weise keineswegs den Eindruck empfinden, den die wirkliche Aufführung hervorbringt. Ein Partiturenleser muß aber ein Eingeweihter sein, während Bild, Bildsäule und Bauwerk von jedem

Individuum ohne Unterschied wahrgenommen, und ein Gedicht schon von dem (wenigsten im Allgemeinen) verstanden werden kann, der lesen gelernt hat. Soll nun aber der Inhalt der Partitur den Ohren vernehmbar gemacht, oder die Komposition aufgeführt werden, was ist da Alles erforderlich! — Die einzelnen Stimmen der Partitur werden ausgeschrieben. Das dauert Wochen oft Monate. Nun muß der Komponist, oder wer sonst die Aufführung unternommen hat, erst für ein Orchester und für Sänger Sorge tragen, und wenn er über Beides nicht gebieten kann, die zur Aufführung erforderlichen Personen mühsam zusammen suchen und deren Mitwirkung erbitten. Ist es ihm gelungen das nöthige Personal zusammen zu bringen, wobei er stets einen Absagebrief des Einen oder des Andern, der die Mitwirkung bereits zugesichert hatte oder Intriguen aller Art zu befürchten hat; so beginnen erst die Proben des Quartetts der Saiteninstrumente und der Gesangchöre. Dabei quält

man sich zunächst, die in den ausgeschriebenen Stimmen enthaltenen Schreibfehler heraus zu finden und zu verbessern. Sänger und Sängerinnen studiren unterdessen am Clavier ihre Partien ein. Dann findet Orchesterprobe Statt. Abermals korrigirt man zahllose Schreibfehler aus den Stimmen. So endlich gelangt man nach Monaten zu den Gesammtproben, bis endlich die ersehnte Generalprobe dem Komponisten oder Dirigenten Hoffnung gewährt, die Komposition auf eine würdige Weise dem Publikum vorführen zu können. Wie viel anderweit mögliche Widerwärtigkeiten habe ich unerwähnt gelassen! — Nun endlich ist der Komponist dahin gekommen, wo sich Mahler, Bildhauer, Baukünstler oder Dichter schon in dem Augenblicke befanden, wo sie die letzte Hand an ihr Werk gelegt hatten. Sie sind fertig und Jedermann kann ihr Werk, so lange er will, beschauen. Aber selbst jetzt ist der Musiker noch nicht so weit, denn die Töne verklingen, und so oft sie wieder ins Leben gerufen

werden sollen, müssen alle die Menschen, welche bei der Aufführung thätig waren oder Andre an deren Stelle, sich zu stundenlanger Arbeit wieder vereinigen. Farben, Steine und Worte aber bleiben. Auch in Beziehung auf kleinere Musikwerke, auf Kompositionen für ein Instrument oder für eine Stimme oder für Instrument und Stimme steht der Tonkünstler gegen andre Künstler im Nachtheil. Es muß nicht nur ein Spieler oder ein Sänger da sein, der die Noten in's Leben ruft, sondern auch ein Instrument! Nicht überall kann man ein musikalisches Instrument mit sich schleppen: O traurige, schwerfällige Kunst! Und wie sehr kömmt es nun bei der Aufführung der Musikwerke auf die Individualität der ausführenden Personen an! Wie verschieden äußert sich das Gefühl bei den Menschen! Denkt oder fühlt der Beschauer beim Anblick eines Bildes, oder eines plastischen Kunstwerkes nicht, was der Künstler beabsichtigte, so schadet das seinem Werke nicht, es bleibt was es war; wie ganz anders

ist dies aber bei den Individuen, welche ein Musikwerk aufführen, weil sie ihre Empfindungs- und Gefühlsweise in das Kunstwerk übertragen. Eine Kunst nun, welche ihrer Natur nach auf verführerische Weise die Sinne verlockt, aber keinesweges bestimmte Regeln der Gefühlsweise aufzustellen vermag, muß sich nothwendig der Individualität der darstellenden Personen unterordnen. Eine Kunst ferner, welche die Leidenschaften erweckt und den Ausbruch derselben unterstützt, welche bei der Darstellung ihrer größten Schöpfungen Individuen verschiedenen Geschlechts veranlaßt, öffentlich mit erlangter Kunstfertigkeit zu prunken und sich einander zu überbieten, um den Beifall der Menge zu erringen, regt nothwendig die Jämmerlichkeiten der menschlichen Individualität an, und ist wirklich die gefährliche Anstifterin vieler Uebel. Die Musik schuf das Ballet, das sinnlichste Spiel auf Erden! Zweifeln Sie noch an der Immoralität dieser Kunst? Wäre sie so durchaus — moralisch und göttlich, müßte

sie ja die menschliche Natur veredlen und deren Schwächen vermindern.“

Hören Sie auf! Ich fühle mich zu einem Kunstgespräch nicht aufgelegt.

„Theurer Ludwig, mein geliebter junger Freund, Sie sehn ein, daß ich Recht habe. Lassen Sie die Erfahrung, welche Sie gemacht haben, nicht unbenutzt. Geben Sie diese Laufbahn auf. Wir wollen eine große Reise antreten. Sie werden sich zerstreuen und dann eine neue Lebensbahn einschlagen. Die Musik diene Ihnen fortan nur in Mußestunden zur angenehmen Erholung!“

Ich Konstanzen verlassen? —

„Wollen Sie mir folgen, wenn Sie Konstanzens Unwerth erkannt haben?“

Ja dann; doch jetzt bleibe Alles beim Alten. Ich trete abermals auf; die Direktion wird nicht so hart sein, mich zurückzuweisen. Mein Lebensglück hängt ja von der Anstellung ab!

„Wenn man Sie aber zurückwiese?“ —

So würde ich mich bemühen, Opernkomponist hier bei der Bühne zu werden. Meine Oper rückt vor; sie giebt mir ferner Anlaß Doloroso's Haus zu besuchen; ich befestige mich in seiner Liebe —

„Wenn nun auch die Oper durchfiele?“

Dann — dann — würde ich Ihnen folgen. —

Am folgenden Morgen besuchte Ludwig den Intendanten. Dieser empfing ihn kalt. Was Raymond vorausgesehn hatte, traf ein. Ludwig erhielt den Rath, sein Glück auf einer andern Bühne zu versuchen. Tief bekümmert begab er sich zu Doloroso. Dieser zeigte sich anfangs auch etwas kühl, da er sich in seiner Tochter mit gekränkt fühlte; Ludwig erzählte ihm aber nochmals ausführlich den Hergang der Sache, und bewies, daß er das Opfer einer Kabale geworden sei. Doloroso, milde gestimmt durch seine eigne letzten Erfahrungen vergab ihm und suchte ihn zu trösten. Er vermehrte aber des Jünglings Gram, weil er den

Auftrag hatte, ihm zu sagen, daß Konstanze sich unwohl fühle und ihn gar nicht sprechen wolle.

Ludwig klopfte an ihre Thür. Konstanze! rief er leise. Sie antwortete ihm aber nicht. Gram erfüllt kehrte er nach Hause zurück. Raymond konnte seine Freude nicht verbergen. Ludwig schrieb an Konstanzen. Der Ueberbringer des Briefes kam ohne Antwort wieder. „'S war der Offizier bei der Mamsell," berichtete der Bursche, „sie lachten und waren guter Dinge, und ich soll Ihnen sagen, sie hätte jetzt keine Zeit zum Antworten."

Riancourt hatte den Vorfall im Theater zu benutzen gewußt. Als der Vorhang herabgelassen worden war, empfand er zwar das Gefühl der befriedigten Rache; allein die nicht beabsichtigte Kränkung Konstanzens war ihm sehr unangenehm. Da er Bastian nicht wahrgenommen hatte, so glaubte er, jenes plötzliche Gelächter im Parterre habe Ludwig verwirrt.

Die Schufte dachte er, wie können sie auch ein Duett wählen, in dem Konstanze singt! Freilich habe ich sie darauf nicht aufmerksam gemacht. Die Schuld ist mein. — — Als für den Rest des Abends ein anderes Stück angekündigt worden war, verließ er die Loge und sandte nach seinem Wagen, den er erst zum Schlusse der Oper bestellt hatte. Ein Trinkgeld öffnete ihm den Eingang zur Bühne. Ludwig hatte eben das Haus verlassen, als Riancourt zu Konstanzen in's Ankleidezimmer trat. Die gedemüthigte Sängerin weinte noch immer. „Sehn Sie, theure Konstanze," flüsterte er ihr zu, „das ist Ihr Lohn für die Auszeichnung, welche Sie einem tölpelhaften Knaben gewährt haben! Wo ich ihn aber finde, er soll der verdienten Züchtigung nicht entgehn! — Fassen Sie sich, Sie müssen nach Hause; mein Wagen wird sogleich vorfahren." — Konstanze war nicht in der Stimmung auf seine Trostgründe und Drohungen zu hören; sie sprach wenig, und fuhr

nach der Villa, wo sie ihm dankte und ihn dann bat, sie allein zu lassen.

In der Nacht überlegte Riancourt, was er zu thun habe. Der Zufall, dachte er, ist mir günstig; denn ihre Eitelkeit ist so bitter gekränkt, daß sie am Ende dem Theaterleben entsagt und nicht wieder auftritt. Es kann nicht fehlen, daß ich mein Ziel erreiche, sie muß glauben, daß ich mich vor ihrem Geiste beuge. Dann löse ich noch die Bande die sie an ihren Vater knüpfen. Der alte Mysantrop quält das arme Geschöpf — Konstanze ist heiter und lebenslustig — an der Redlichkeit meiner Absichten kann sie nicht zweifeln — gewiß, sie folgt mir.

Am nächsten Tage begab er sich zu Konstanzen. Auch er sollte nicht vorgelassen werden; sie wollte Niemanden sehn; allein er trat gegen das Verbot zu der Bestürzten ein.

„Nun, meine süße Konstanze,“ redete er sie an, „Sie sind doch hoffentlich wohl? Der

Schreck hat doch nicht Ihrer theuren Gesundheit geschadet?“

Ich habe kein Auge geschlossen, antwortete sie, ich bin auf ewig beschimpft! Noch höre ich das schreckliche Pochen, Pfeifen und Zischen, o Gott! So wenig Rücksicht hatte man für mich, die erste Sängerin!

Sie legte das Schnupftuch an die Augen.

„Sie sind im Irrthum, liebe Konstanze,“ tröstete Riancourt, „das Pochen und Pfeifen galt dem Tölpel, dem Sie unverdient Ihre Freundschaft schenkten; hörten Sie denn nicht, wie man, in Rücksicht auf Sie, von allen Seiten Ruhe brüllte? — Was Sie für Zischen hielten war nichts als ein tausendfaches St! Ihrer Verehrer!“

Mag sein, dennoch mußte der Vorhang fallen; dennoch sank ich öffentlich in Ohnmacht, — konnte ich nicht weiter spielen! Das Publikum nahm keine Rücksicht auf seinen Liebling!

„Ich würde das Publikum bestrafen und nicht wieder auftreten.“

Das sagen Sie wohl; allein mein Vater ist hier angestellt, soll ich anderwärts ein Engagement suchen? Bin ich nicht an meinen Kontrakt gebunden?

„Kontrakt! Wer kann Sie denn zwingen aufzutreten, wo Sie Mißhandlungen des Publikums befürchten müssen? — Ich meine aber auch nicht, daß Sie sich an einem andern Orte engagiren lassen sollen. Warum, Geliebte, erkennen Sie nicht den Wink der Vorsehung, dem Theaterleben ganz und gar zu entsagen?“

Sie vergessen, daß ich kein Vermögen habe.

„Sie vergessen, daß Riancourt der Ihre ist, daß Sie über mich zu gebieten haben. Lassen Sie diesen Augenblick nicht vorüber, Konstanze; er sei entscheidend. Sie sind kein gewöhnliches Weib! Ich spreche zu dem hochgebildeten weiblichen Wesen, welches eben so wenig für den einseitigen Wirkungskreis einer Schau=

bühne, als für den engen Kreis der Häuslichkeit, oder für den Strickstrumpf erzogen worden; sondern welches durch seine strahlende Schönheit, durch vorzügliche Talente berufen ist, in der Welt zu wirken, welches nie die unbedingte Sclavin eines Mannes werden, sondern seine angeborne Freiheit erhalten und über alle Männer herrschen muß.“

Konstanze hob voller Verwunderung die großen Augen fragend zu ihm empor.

„Sie staunen,“ fuhr der Verführer fort, „und doch glaube ich in Ihrem Geiste zu sprechen. Seitdem Sie mir eine ausweichende Antwort auf meine Bitte um Ihre Hand ertheilt haben, ist es mir klar geworden, daß Sie in Ihrer Geistesgröße, sich die angeborne Freiheit erhalten wollen. Noch einmal biete ich Ihnen meine Hand, meinen Rang, mein Vermögen; aber ich erkenne, daß ich solchen Glück's erst dann würdig bin, wenn längeres Zusammenleben Ihnen die Ueberzeugung gewährt hat, daß wir

für einander geschaffen sind, daß ich Ihrer würdig bin. Aber dieses Leben hier, überhaupt das Leben auf dem Theater, wo Konstanze von der Laune des Publikums abhängt, wo ein Wesen, welches anbetungswürdig ist wegen seiner Vollkommenheiten, die Zielscheibe des Uebermuthes eines betrunkenen Schusters oder Schneiders werden kann, ist Ihrer unwürdig. Ein größerer Wirkungskreis steht Ihnen offen Konstanze. Schließen Sie sich mir an, folgen Sie dem, der Sie mehr als sein Leben liebt, er wird Sie einführen in die Welt, wo Sie strahlen können, anlocken und begeistern, annehmen und zurückweisen. Sie gelten als meine Gattin, wenn Sie es noch nicht sein wollen; ich aber will Ihnen nichts sein, als Freund, als Bruder, bis Sie selbst mir einen andern Namen geben. Welch' ein Dasein des Genusses stünde Ihnen bevor; wir würden leben wo Sie es wünschten. Wählen Sie; ich gehe nach England, Italien, Frankreich — wohin Sie wollen."

Mein Kontrakt — mein Vater —

„Sie haben mir selbst oft geklagt, daß Ihres Vaters Launen mit seiner Kränklichkeit zunähmen und kaum noch zu ertragen wären. Wenn Sie nun heiratheten, würden Sie ihn nicht auch verlassen müssen — und — was schadet Ihr Kontrakt, wenn wir in fremdem Lande sind“ —

Soll ich mich denn heimlich entfernen? —

„Allerdings, schöne Konstanze! Welche Bedenklichkeiten für ein geistvolles Weib! —

Sie sind ein böser Verführer!

„Konstanze, es ist die Stimme des Himmels, der durch mich zu Ihnen spricht. Können Sie mir ableugnen, daß das gestrige Ereigniß den entscheidenden Augenblick Ihres Schicksals vorbereiten sollte, daß dieser jetzt gekommen ist, daß Alles, was ich Ihnen sage, mir durch Eingebung von oben in den Mund kömmt? Hören Sie mich! Noch sind Sie jung und schön, noch zeigt sich Ihnen das Leben im Rosenglanze, noch sind Sie im Stande zu genießen. Wie kann ein

weibliches Wesen mit Ihrer geistigen Vollkommenheit sich der Aufsicht eines grämlichen Vaters und den Plackereien des Theaterlebens fügen? Wie kann Konstanzens Wirksamkeit um die Gunst des launenhaften Publikums sich drehen? Lob und Tadel der thörigten Menge, was ist Beides werth? — Fort aus diesem schmachvollen Drucke, Riancourt wird Sie Ihrem wahren Glücke entgegenführen!" —

Warum sprachen Sie nie früher so?

„Ich glaubte dasselbe Ziel zu erreichen, als ich Ihnen meine Hand bot; ich sehe aber, wie gesagt, daß Ihnen Ihre Freiheit über Alles geht."

Und wenn ich Ihnen folgte, würde ich dann nicht Ihre Sclavin sein?

Riancourt umschlang sie leidenschaftlich. „Nein, Konstanze," rief er aus, „Du bist ewig nur meine Gebieterin. Folgst Du mir frei, ohne mein Weib zu sein, habe ich ja keine Rechte über Dich; Du kannst den Dir so ganz ergebenen Riancourt dann jeden Augenblick

verlassen; ich wäre Dein Sclave; stets müßte ich als Gunst erbetteln, daß Du mich nicht verließest!“

Und wenn Ihre Leidenschaft erkaltete?

„Unmöglich, mein Leben ist Dir geweiht!“

Ach Riancourt, welche reizende Aussicht haben Sie mir eröffnet! Ich leugne es nicht, lange schon sehnte ich mich hinaus; — warum aber sollte es heimlich geschehn — mein Vater dauert mich doch! — Lassen Sie mir Bedenkzeit. — Noch fehlt mir der Muth; — tausend Gefühle bestürmen mich! —

Riancourt hatte einen solchen Erfolg seiner frevelhaften Beredsamkeit kaum erwartet. Er hielt für zweckmäßig, für jetzt nicht weiter in Konstanzen zu dringen. Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Sie scherzten und lachten, als der Diener Raymonds Ludwigs Brief brachte. Ludwig bat darin noch ein Mal in den rührendsten Ausdrücken um Vergebung, und beschwor Konstanzen, ihm einen

Besuch bei ihr zu gestatten. Nach dem Gespräch, welches sie so eben mit Riancourt gehabt hatte, erschien ihr Ludwigs Charakter nur sehr gewöhnlich. Sie begnügte sich zu erklären, daß sie jetzt nicht Zeit habe zu schreiben.

Riancourt ergoß sich wie immer in Drohungen gegen den Nebenbuhler. Konstanze, welche künftigen Unannehmlichkeiten vorbeugen wollte, und deren Phantasie mit ganz neuen und freundlichen Bildern erfüllt war, gebot ihm jetzt ernstlich, jede Fehde ruhen zu lassen. Was werden Sie ihm antworten? fragte er gespannt. Ich werde schweigen, antwortete Konstanze, und triumphirend verließ er das bethörte Mädchen.

Sie übersann nun den Inhalt der gehabten Unterredung. Das sind die Grundsätze eines kühnen Mannes, sagte sie zu sich selbst; wie alltäglich erscheint doch Ludwig gegen ihn. Und Riancourt reich und angesehn, Ludwig ein armer, ausgepfiffener Sänger! — Unter Riancourts Schutz soll ich die Welt sehn, soll ich

frei und unabhängig bleiben. Ja, Unabhängigkeit ist das größte Glück; nur ein schwaches Weib kann sich nach der Last des Ehejoches sehnen. Riancourt liebt mich, es ist kein Zweifel. — Wie aber, wenn er mich verließe? — Nun, so ernährte mich ja mein Talent, wo ich auch sein möchte. Ich bin und bleibe nur von mir abhängig. — Ludwig? — — Er dauert mich doch. Es war unrecht von mir, daß ich ihn an mich zog! — Noch bin ich nicht mit mir einig; aber Riancourts Antrag ist verführerisch. Auf dieser Seite erblicke ich nur Glanz und Wonne, auf jener das gewöhnliche Altagsleben mit seinen schwarzen Schattenstrichen. Ich darf Ludwig keine Hoffnung mehr machen. Ich werde ihn vermeiden. Ich habe ja auch Grund ihm zu zürnen. Er schreibt zwar, daß er das Herabstürzen eines Balkens oder einer Koulisse befürchtet habe, daß die Sorge um mich ihm den Kopf verwirrt. — Er liebt mich ohne Zweifel. . . . Aber macht dies die mir widerfahrne Beschimpfung

ungeschehn? Ich kann die Bühne nicht wieder betreten. Vor allen Dingen will ich mich krank melden. Dadurch gewinne ich Zeit! —

Unterdessen hatte Ludwig Raymond inständig gebeten, sich für ihn bei Konstanzen zu verwenden und durch seine Vermittelung eine Aussöhnung herbeizuführen. Raymond war aber keinesweges geneigt, die Bitte seines Pfleglings zu erfüllen. „Wenn Konstanze Sie wirklich liebt,“ sagte er, „bedarf es nicht der Einmischung eines Dritten. Wir wollen nach wie vor das Haus besuchen, und das Weitere erwarten.“ Noch an demselben Tage begab er sich indessen heimlich zu Doloroso und beklagte sich gegen denselben über Konstanzens Härte. Er zweifelte nicht, daß der förmliche Bruch erfolgen werde und wünschte ihn zu beschleunigen. Der Kapellmeister versicherte aber, daß er Alles anwenden wolle, seine Tochter zu versöhnen, und sprach, als sich Raymond entfernt hatte, sofort mit ihr. Konstanze beharrte nicht nur

in ihrer veränderten Gesinnung, sondern sie vergaß selbst jede Rücksicht gegen ihren Vater. Als er nicht aufhörte in sie zu dringen, äußerte sie verdrießlich: „Ich muß mich wundern, lieber Vater, daß Sie so gleichgiltig sind, wo es sich von einer Ihrer Tochter widerfahrnen öffentlichen Beschimpfung handelt; ich möchte wohl wissen, wie Sie gegen Ludwig gesonnen wären, wenn sich der Vorfall in einer von Ihren Opern ereignet, und deren Aufführung unterbrochen hätte! —

Doloroso, der sich getroffen fühlte, schwieg einen Augenblick. „Das ist auch etwas Anderes," antwortete er dann kleinlaut, „eine Oper, das Kunstwerk selbst und der darstellende Künstler! —

Wirklich, erwiderte nun Konstanze gereizt, Ihre Opern sind Ihnen mehr werth, als Ihr Kind? Vortrefflich!

„So meinte ich das nicht," entgegnete Doloroso, „Du bist heut' sehr übler Laune. Und

damit Du es nur wissest, ich will, daß Du Herrn Ludwig mit Freundlichkeit begegnest, daß der Vorfall vergessen sei, ich will es durchaus.“

Lieber Vater, sie scherzen. Sie wissen, daß ich mir nicht gebieten lasse. Ich werde vor Herrn Ludwig sowohl als vor Herrn Raymond von nun an meine Thür verschließen.

„Wage das,“ fuhr Doloroso heftig auf.

Wie behandeln Sie mich denn? fragte Konstanze trotzig. Ich dächte doch, den Kinderschuhen wäre ich entwachsen. Ich werde thun was mir beliebt.

„Ungerathne Tochter, böses Kind!“ rief nun Doloroso. „Mir zittern die Glieder vor Zorn!“

Konstanze hatte das Zimmer verlassen. Der alte Mann setzte sich hin und weinte. Ach, Doloroso, seufzte er, was ist von Dir geblieben? — Nirgend Glück, nirgend Frieden! — Welch' ein Dasein! — Vom berühmtesten Musiker herabgesunken zum — Schulmeister, — der

Welt fremd — dem eignen Kinde entfremdet! — Das also hab' ich gewonnen! — O Mozart, wie viel glücklicher bist Du, als ich! — —

Die Unterredung mit ihrem Vater, hatte übrigens noch mehr dazu beigetragen, des Mädchens verkehrten Sinn zu befestigen. Der Teufel trieb geschäftig sein Spiel.

Ludwig und Raymond setzten ihre Besuche im Dolorososchen Hause fort. In den ersten Tagen ließ sich Konstanze nicht sehn. Dann erschien sie im Zimmer des Vaters, wo sie sich anfangs kalt, nach und nach aber freundlich und höflich mit Ludwig unterhielt. Dagegen mied Riancourt das Zimmer des Vaters. Er allein genoß das Vorrecht, bei Konstanzen eingelassen zu werden. Raymond sprach darüber mit Doloroso. Er sagte ihm, bei dieser Gelegenheit, daß Riancourts Gesichtszüge eine dunkle, aber unangenehme Erinnerung in ihm hervorrufen, und daß er Konstanzen vor dem Umgange mit diesem Menschen

warnen müsse. Der Kapellmeister zuckte die Achseln und erklärte, daß er seiner Tochter nichts mehr zu sagen wage. Ludwig aber härmte sich und — liebte. Oft nahm er sich vor, Riancourt zu fordern; bei reiflicher Ueberlegung aber sah er ein, daß er dadurch der heiß Geliebten noch verhaßter werden müsse, und Riancourt hielt, seit er sich so augenscheinlich begünstigt sah, es nicht der Mühe werth, noch auf seinen Nebenbuhler zu achten. —

In dieser Spannung der Verhältnisse fuhr der Jüngling fort, seine Oper zu komponiren. Aber mit seiner Begeisterung war es aus. Doloroso, dessen mürrisches Wesen seit dem Zwiste mit Konstanzen den höchsten Grad erreicht hatte, fand nur noch Freude im Umgange und der gemeinschaftlichen Arbeit mit Ludwig. Dieser gestand ihm jetzt, was Doloroso freilich längst wußte, daß er Konstanzen liebe. Der Kapellmeister umarmte ihn. Gern würde ich Ihnen meiner Tochter Hand bewilligen, sagte er,

Sie sind der Schwiegersohn wie ich ihn mir wünsche, voller Enthusiasmus für die Kunst und voller Redlichkeit; allein was kann ich für Sie thun? Riancourt ist wie der böse Feind in's Haus getreten. Je größer sein Einfluß auf meine Tochter wird, um so mehr zieht sich das Mädchen von mir zurück.

Warum verbieten Sie ihm nicht das Haus, fragte Ludwig, warum sagen Sie Ihrer Tochter nicht, daß ihr Ruf leide?

Würde darauf geachtet werden? fragte seinerseits Doloroso. Hängt Konstanze nicht von sich selbst ab und thäte ich dies, würde sie nicht mein Haus sofort verlassen? Ich bin ein unglücklicher Vater! — Wie ich Konstanzen kenne, wird sie selbst aus diesem Traume erwachen; sie wird erröthen vor Schaam und bitter bereuen.

Ach, wenn es zu spät ist! seufzte Ludwig.

Nein, lieber Ludwig, entgegnete Doloroso, zweifeln Sie nicht an Konstanzens

Tugend; ich schwöre Ihnen, das Mädchen hat feste Grundsätze; sie ist tugendhaft aus Stolz und Eigensinn. Darum lassen Sie uns hoffen. Sie ist verletzt und bekümmert über die ihr widerfahrne öffentliche Beleidigung; allein sie wird wieder auftreten; — mit dem Beifall des Publikums wird ihre Lust zum Singen wiederkehren. Sie werden mit ihr üben und Alles wird dann vergessen sein.

Ludwig fühlte sich nicht getröstet. Er kam unruhiger als je nach Hause, und suchte durch die Komposition seine Gedanken abzulenken. Konstanzens Bild lächelte ihm auch aus den Noten entgegen. Er schrieb am Finale. Aber die Gedanken wollten nicht kommen, sich nicht zu einem Ganzen vereinigen. Er sprang endlich mit allen Zeichen der Ungeduld auf, und warf die Feder fort. Raymond lächelte nach seiner Weise. Nun, warum so eifrig? fragte er den Pflegling.

„Hol' der Teufel das Komponiren,“ ant-

wortete Ludwig, „Sie haben Recht, es ist eine, eine, eine —“

Jämmerliche Kunst, fiel ihm Raymond in's Wort.

„Das wohl nicht,“ versetzte Ludwig, „aber eine verteufelte Kunst, die dem Komponisten zahllose Quaalen verursacht!“

Ei, Sie sind ja auf trefflichem Wege der Erkenntniß, bemerkte Raymond. Beglückte Liebe hüllt Alles in Rosenduft. Meinem jungen Freunde fehlt jetzt plötzlich das begeisternde Princip, sein Gemüth ist zerrissen, die heilige Cäcilie sieht jetzt nicht mehr aus, wie Konstanze, sondern wie ein Weib mit dem Strickstrumpfe; mit dem Nimbus, der die Geliebte umfloß, schwindet der Nimbus, der die Tonkunst umgab.

„Kann man sich aber auch etwas Unangenehmeres denken, etwas Unwürdigeres für einen Mann, als diese Quaal des Notenmalens! Mein Inneres brennt und fiebert, ich will vorwärts und diese runden schwarzen Köpfe mit ihren

Schwänzen halten mich unaufhörlich fest. An diesem Musikstück, welches vielleicht fünf Minuten dauern wird, habe ich Tage lang zu schreiben, weil 20 Systeme übereinander stehn!"

Ja, ja die Musik ist eine erbärmliche Kunst! Schreibt man ein Buch, so fließen die Worte schnell, wie der Gedanke auf's Papier und die Buchstaben bleiben für alle Zeit und für Jedermann, der lesen gelernt hat. Komponiren Sie für ein einzelnes Instrument, so läßt sich zwar die Melodie auch ziemlich schnell auf's Papier bringen; es sind aber doch immer erst Instrumente und Spieler erforderlich, um die Melodie dem Ohr vernehmbar zu machen und wie ganz anders ist es mit jeder größern Instrumental- und Vokalkomposition. — Sie haben da 20 Systeme; um also einen einzelnen Akkord ertönen zu lassen, müssen Sie 20 Reihen Noten übereinandersetzen, wohl vierzig bis funfzig Notenköpfchen ausfüllen, Schwänze und Schnörkel hinzufügen — o würdige Beschäftigung

eines dem Thatenleben bestimmten Mannes! — Endlich steht ein Akkord da, und im Rühren und Kratzen mit der Feder und bei dem funfzigmaligen Eintauchen ins Tintefaß ist die Begeisterung zum Teufel gegangen! Einen ganzen Vormittag lang wird auf diese Weise punktirt und gestrichen, und mühseelig sind endlich einige Seiten der Partitur, d. h. etwa 30 bis 40 Takte der Komposition zu Stande gebracht. Jetzt kommt, was ich schon neulich gesagt. Nun gehören ja erst 50 oder 100 Personen dazu, um jeden Akkord dem Ohre für eine Sekunde hörbar darzustellen. Der Maler sieht doch, wie die Farben unter seinen Händen Leben gewinnen, der Bildhauer und Baukünstler, wie das Werk mit jedem Meisselschlage oder Bausteine mehr und mehr der Vollendung sich nähert; der Komponist aber hat nach aller Mühe nur einen Bogen voller Schnörkel vor sich liegen. Hol' der Teufel die Musik!

„Liegt aber diese Unvollkommenheit, die, wie

ich bekenne, mir heut unerträglich erscheint, nicht in einem Mangel an zweckmäßigen Notenzeichen.“

Gewiß, aber Zeichen zu erfinden, welche diese Unvollkommenheit beseitigen, halte ich für unmöglich. Das innerste Wesen dieser sinnlichen, weibischen, unmännlichen Kunst ist dem widerstrebend. Und wofür endlich diese monatlange oder wenn wir von einer ganzen Oper, oder einem großen Oratorium sprechen, jahrelange Mühe? — Um dem unaussprechlich dummen Jungen, der sich Publikum nennt, ein Plaisir zu machen!

Ludwig schwieg traurig still. Raymonds Worte klangen in seiner Seele wieder, die Erfahrung hatte ihn dafür empfänglich gemacht, der Liebesgram seinem Enthusiasmus für die Kunst Fesseln angelegt. Er ermuthigte sich indessen wieder, und beendigte wenige Tage nachher die Oper, welche durch Doloroso's Verwendung von der Intendanz angenommen wurde.

Die Ausschreibung der Stimmen erfolgte, da Raymond gute Belohnung verhieß, ungewöhn-

lich schnell. Ludwig hatte darauf gerechnet, mit Konstanzen die Hauptpartien zu singen. Das kam nun Alles ganz anders! Farinetti's, welche er nicht hätte übergehn dürfen, waren beurlaubt; er mußte sich daher an die Sängerin Caballucchi wenden, der zweite eben nicht beliebte Tenorist übernahm die Partie des Miltiades. Ungeachtet Beide dienstlich dazu verpflichtet waren, durfte Ludwig nicht unterlassen, ihnen seinen persönlichen Besuch abzustatten und sein Werk ihrer Protektion zu empfehlen. Auch den übrigen Personen, die in der Oper mitwirken sollten, machte er die Aufwartung. Ueberall empfing er die freundschaftlichsten Versicherungen. Raymond gab ein Diner, zu welchem Wüstewasser, Caballucchi und funfzig Mitglieder der Oper und Kapelle eingeladen waren. Ludwigs Stimmung dabei läßt sich denken; denn Konstanze hatte sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen lassen und Doloroso konnte wegen wirklichen Uebelbefindens nicht erscheinen. Die Gesell-

schaft überschüttete Ludwig mit Zärtlichkeit. Der Champagner floß in Strömen und auf Raymonds und Ludwigs Gesundheit, wie auf den glücklichen Erfolg der Oper, wurden Toaste ausgebracht. Caballucchi hatte des Guten so viel gethan, daß er nach Hause gebracht werden mußte. Wüstewasser heuchelte über Ludwigs Schicksal inniges Bedauren und tröstete ihn mit der Versicherung, daß die Oper Miltiades **furore** machen werde. Niemand aber wünschte dies weniger als er.

Die Proben begannen und mit ihnen stürmte ein Heer von Unannehmlichkeiten und Plackereien auf Ludwig ein. Ueberall verlangte man seine Gegenwart. Kein Künstler ist intoleranter gegen Dilettanten, als die Musiker vom Fache. Jeder Schreibfehler des Kopisten wurde ihm zur Last gelegt. Wo ein solcher in den Quartettproben einen Mißton hervorbrachte, verzogen sich die Mienen einzelner Orchestermitglieder zu einem höhnenden Lächeln. Wo sich irgend ein etwas

schwieriger Satz fand, reichte man ihm die Stimme mit der trocknen Erklärung hin, das lasse sich nicht spielen. Die meisten böswilligen Einwendungen hatte er von denen zu hören, welche zu dem Diner nicht eingeladen worden waren.

Alle diese Unannehmlichkeiten wiederholten sich bei der Probe des ganzen Orchesters. Der Eine wollte dies, der Andere jenes nicht spielen können. Er aber kannte die Technik der Instrumente sehr genau, und seine Partitur war ja überdies von Doloroso selbst genau durchgesehn worden. Noch übler erging es ihm mit dem Sängerpersonale. Eine schöne Sopranarie, die er für Konstanzen geschrieben hatte, mußte auf Antrag der Sängerin Caballucchi so vielfach geändert werden, daß der Charakter des Stückes verloren ging. Ludwig verlor die Geduld. Mit erhitztem Gesicht erklärte er sowohl Raymond als Doloroso, daß er von solchen Scheerereien keine Ahnung gehabt habe. Do-

loroso hatte die Oper dirigiren wollen; allein Caballucchi ließ sich dies nicht nehmen, weil seine Tochter die Hauptsopranpartie singen sollte. Auch dies war dem Komponisten nicht erfreulich. Es kam zu einer unangenehmen Scene zwischen den beiden Kapellmeistern, und Caballucchi's Tochter erklärte nun, daß sie die Partie gar nicht singen werde. Die Intendanz befahl; sofort schickte Demoiselle Caballucchi ein ärztliches Attest ein, welches bezeugte, daß sie jetzt nicht im Stande sei zu singen! — — —

Doloroso und Ludwig wandten sich hierauf nochmals an Konstanzen, und baten sie, die Partie zu übernehmen. Allein Konstanze hatte erst am Tage vorher auf eine fernere Anfrage der Intendanz erklärt, daß sie noch immer unwohl sei, und Riancourt, welcher befürchtete, daß, wenn sie erst wieder aufgetreten wäre und das Publikum seine Unart durch verdoppelten Beifall wieder gut gemacht hätte, die Vorliebe für die Bühne wieder in ihr erwachen würde,

nicht unterlassen, sie in ihrem Entschlusse zu befestigen. Noch immer wiederholte er seinen verlockenden Antrag und Konstanze schwankte immer mehr. —

Während dem hatten die Freunde der Farinettischen Familie, Wüstewasser selbst und viele neidische Mitglieder der Kapelle in der Stadt das Gerücht verbreitet, Ludwigs Oper sei so schlecht, daß es nicht der Mühe lohne, sie zu hören. Man erzählte hier und da auf eine den Komponisten sehr lächerlich machende Weise, daß ihm alle Kenntniß der Instrumente abgehe, daß er Geigenfiguren für das Horn, Violoncellpassagen für die Flöte und ähnlichen Unsinn gesetzt habe. Sein unglückliches Debüt als Sänger war noch in Aller Gedächtniß, und so läßt sich denken, daß dem lügenhaften Gerüchte über seine Fähigkeit als Komponist voller Glaube beigemessen wurde.

Endlich fand die Aufführung Statt. Die verbreiteten Gerüchte hatten so nachtheilig gewirkt,

daß sich außer den Inhabern der Freibillets nur noch wenig Zuhörer eingefunden hatten. Das Beifallklatschen einer verhältnißmäßig so kleinen Versammlung, klang in dem weiten Raume fast wie Hohn. Miltiades sang schlecht, die übrigen ausführenden Individuen vom Gesangpersonale zeigten sich matt und schlaff, wie dies stets auf der Bühne der Fall zu sein pflegt, wenn das Haus nicht besetzt ist.

Am folgenden Tage sprach man überall von dem leeren Hause. Denen, die behaupteten, daß die Oper Treffliches enthalte, glaubte man nicht. Bei der Wiederholung derselben hatten sich noch weniger Zuhörer eingefunden und Miltiades wurde daher zurückgelegt.

Ludwig war außer sich. —

Siebentes Kapitel.

An einem trüben regnigten Vormittag, bald nach der letzten Aufführung des Miltiades, befanden sich Raymond und Ludwig wie gewöhnlich bei Doloroso. Der Kapellmeister hatte aus den Zeitungen ersehn, daß eine seiner berühmtesten Opern an demselben Tage in Paris, Wien und Neapel gegeben worden war und dies Ereigniß des Zufalls, insbesondere aber eine sehr günstige Recension seines Werks in den Pariser Blättern, stimmten ihn nach langer Zeit einmal wieder heiter und weckten den alten Stolz in ihm. Man giebt, sagte er, das Haupt hin und her wiegend, denn doch noch etwas auf meine Werke in den Hauptländern Europa's. Gott sei Dank, ich war in keiner Täuschung befangen. Lassen Sie nur, fügte er seinen ge-

wöhnlichen Refrain hinzu, diese Periode des verderbten Geschmacks vorüber sein, sicherlich kehrt die bessere Zeit zurück. Ich weiß was ich geleistet. Wenn der Klingklang der Gegenwart längst vergessen sein wird, dann meine Freunde wird Doloroso erst ganz erkannt werden. Fassen Sie Muth, mein theurer Herr Ludwig, Ihnen ist ein erster Versuch gemißglückt; allein das schadet nicht. Ich habe auch nicht gleich allgemeine Anerkennung gefunden. Bleiben Sie aber auf dem eingeschlagenen Wege!

In diesem Augenblicke brachte ihm der Briefträger einen Brief aus Petersburg. Man benachrichtigte ihn, daß dort eine andre seiner Opern mit außerordentlichem Beifalle gegeben worden sei. Die Augen des alten Mannes strahlten vor Freude. Ja, die Musik ist eine göttliche Kunst! rief er mit Enthusiasmus aus. Welche Triumphe gewährt sie ihren Anhängern! Sie, Freund Raymond, loben die Malerei und Bildhauerkunst so sehr. Bilder und Sta-

tuen sind nur an einem Orte; die musikalischen Kompositionen können aber der ganzen Welt mitgetheilt werden: Melodien umkreisen den Erdball! Ueberall erhält man das Werk selbst, welches der Komponist geschaffen hat; von Gemälden oder Bildsäulen kann man nur Kopien versenden! Sie haben mich mißgestimmt gesehn, meine Freunde; allein das war vorübergehend. Ich nehme die hiesigen Verhältnisse zu ernst. Nicht den Muth verloren, mein Schüler! Ihr Werk war gut, Doloroso sagt es Ihnen, Sie haben ein ausgezeichnetes Talent und auf diese Versicherung Ihres Freundes und Lehrers müssen Sie mit Eifer an ein neues Werk gehn.

Diese veränderte Stimmung des Kapellmeisters hatte Raymond nicht erwartet. Er sah, daß die Aufmunterung Doloroso's Eindruck auf den feurigen Jüngling machte, den er von seiner krankhaften Begeisterung für eine Kunst, die er für armseelig, unnützlich und gefahrbringend hielt, fast geheilt glaubte. Er zweifelte

nicht, daß, da sein Pflegling überdies unglücklich liebte, der Augenblick nahe sei, wo Ludwig über die beiden wichtigsten Interessen seines Lebens enttäuscht, sich ganz seiner fernern Leitung anvertrauen würde. Er konnte daher nicht länger schweigen. Ich muß jetzt endlich, sagte er zu sich selbst, ihr Ideal mit gewaltigen Schlägen zertrümmern. Gern möchte ich dem alten Manne, der mit einem Fuße schon im Grabe steht, die Täuschung gönnen, die ihn noch an das Leben fesselt. Allein ich darf nicht. Ludwigs Schicksal ist gefährdet. Auch hat Doloroso schon längst geäußert, daß er mein Glaubensbekenntniß über Musik endlich vollständig zu hören wünsche. — Er ahnt die Wahrheit, — es ist bei seinen Erfahrungen nicht anders möglich. Bin ich in einer Täuschung befangen, so möge er mich widerlegen. —

„Haben Sie denn,“ begann Raymond zu Doloroso gewandt, „in den Zeitungen auch gelesen, daß Reichardt gestorben ist?“ —

Wie, Reichard ist tod? fragte der Kapellmeister theilnehmend.

„Ja,“ antwortete Raymond, „und kaum spricht man davon. Das ist der Lohn aller seiner Bemühungen. Glücklich der Komponist, der in seinen Triumphen, in süßer Täuschung über den Werth seines Daseins stirbt! Beneidenswerth ist in dieser Hinsicht z. B. Mozart! Er starb zur rechten Zeit.“

Bei der plötzlichen Erwähnung dieses Namens zuckten Doloroso's Lippen; ein leiser Seufzer rang sich aus seiner Brust.

„Doch ich vergaß,“ fuhr Raymond fort, „Sie hören nicht gern von Mozart sprechen. Trösten Sie sich, auch Mozart wird vergessen werden. Der Eine wandert früher, der Andere später ins Reich der Vergessenheit. Wenn aber auch geistiges Streben bei wirklichem Vorhandensein des musikalischen Talents die Komponisten nicht vor dem Vergessenwerden sichert, dann muß doch die Musik selbst daran Schuld sein.“

Daraus, daß Reichardt bei seinen Lebzeiten vergessen worden, wandte Ludwig ein, folgt doch noch keinesweges, daß er überhaupt und auch künftig vergessen sein werde. Ich hege vielmehr mit meinem verehrten Lehrer die Ueberzeugung, daß man, wenn alle krummen und holprigen Irrbahnen durchwandert worden, die alte breite und geebnete Hauptstraße wieder eingeschlagen werde. Dann wird man die alten Meister bewundern, dann wird sich ihre Unsterblichkeit bewähren.

„Ist man denn schon jemals zur Erkenntniß vergangener Jahrhunderte zurückgekehrt?“ fragte Raymond. „Findet nicht ein stetes Fortschreiten Statt? Sind, um von der Musik zu sprechen, die Komponisten vergangener Jahrhunderte wieder vorgesucht worden? Sind nicht selbst solche, die erst vor funfzig Jahren die gebildete Welt entzückten, spurlos verschwunden? Ist es nicht bloß die Pietät, welche Händel und Bach noch hier und da aus dem Grabe der Vergessenheit

15*

heraufbeschwört? Ist nicht selbst um Ihre neuliche Frage zu beantworten, der herrliche Gluck fast schon vergessen? — Sie glauben daß eine Zeit kommen werde, wo Händel, Bach, Gretry, Gluck, Traetta, Galuppi und wie sie heißen mögen, wieder gelten, wo die Musiker in dem Geiste, in der Manier dieser Männer schreiben werden? Nimmermehr, guter Ludwig. Eben so wenig als für Schriftsteller die Zeit der Meistersänger, oder gar das Zeitalter des Ulphilas zurückkehrt."

Man wird, sagte Ludwig, allerdings nicht zu Hans Sachs oder zu Ulphilas zurückkehren, wohl aber, wenn unsre Schriftsprache ausartet, zu den Schöpfern unserer klassischen Schreibart. In der Musik also auch zu den Vorbildern aus der Zeit der Vollendung.

Das war aus meiner Seele, bemerkte Doloroso, welcher mit Aengstlichkeit zuhörte.

„Schönklingende, aber hohle Phrasen," entgegnete Raymond; „ist man denn im Alter-

thum, als der klassische Stil in Verfall gerieth, zurückgekehrt zur Periode der Vollendung, zum Stile Cicero's, Xenophon's oder Thucydides? Und vermögen Sie mir außerdem zu beweisen, meine werthen Freunde, daß diejenige Periode in der Musik, welche Sie für die der höchsten Vollendung halten, es wirklich sei?"

Allerdings, antwortete Ludwig, Sie können dies nicht in Abrede stellen, wenn Sie erwägen, daß in der Periode, welche wir meinen, die mit Händel beginnt und mit Cherubini und Doloroso abschließt, die Musik zur tiefsinnigen Wissenschaft erhoben worden ist.

„Schon im 15. Jahrhundert ist das in Italien und Frankreich der Fall gewesen," entgegnete Raymond. „Gewiß glaubte man damals Alles erschöpft zu haben, und dennoch war dem nicht so. Warum soll man annehmen, daß dies der nächsten Vergangenheit oder der Gegenwart gelungen sei? — Aber nun habe ich Sie da, wo ich Sie am leichtesten bekämpfen kann. Auf

welcher tiefen Stufe der Erkenntniß stehn die musikalischen Kunstkritiker, welche bei einer Komposition immer zunächst auf die wissenschaftliche Behandlung sehen, welche „Arbeit,“ (ihr beliebtester Ausdruck) und möglichste Ausbildung der Form für nöthig machten und überall die orthographischen Fehler rügen! Wie seicht und flach sind diese Menschen, wie wenig haben sie die Geheimnisse der Kunst erforscht! Sie beten Mozart an, weil er die Regeln der Grammatik inne hatte und sorgfältig beachtete; sie vergöttern Beethoven, weil er die künstlichsten Formen beherrscht; sie bemitleiden oder verachten Rossini und die neuern Italiener und Franzosen, und nennen die Partituren derselben leer. Lieber Gott, jeder Schulknabe kann den Generalbaß und doppelten Kontrapunkt erlernen und eine regelrechte Fuge schmieden. Alle diese Formen und Kombinationen entwürdigen die Kunst zur Künstelei, nimmer erheben sie dieselbe zur Wissenschaft. Die Wissenschaft hat Erkenntniß der Wahrheit zum

Zweck; was wird durch jene Formen und Kombinationen erreicht? Wer hat denn die orthographischen Regeln in der Musik und jene künstlichen Texturen erfunden? Das Ohr und der Wille des Komponisten. Wie unsinnig ist es also von orthographischen Fehlern zu sprechen, wo die Autonomie des Komponisten entscheidet. Ihr armen, mit tiefer Gelehrsamkeit prunkenden Recensenten, wißt ihr denn, ob nicht einst allgemein als Fehler anerkannt wird, was man jetzt in der Musik für richtig hält? — Ein verminderter Septimenakkord, ohne den die Musik jetzt gar nicht bestehen kann, galt noch vor nicht gar langer Zeit für einen außerordentlichen Fehler und erregte Ohrenzwang. Wahrlich, es ist die jämmerlichste Anforderung der Kritiker, bei einer Komposition das, was sie „Arbeit" nennen, zu verlangen. Je freier ein Erguß der Phantasie, je mehr entspricht er dem Wesen der Musik. Der Musiker suche neue, überraschende und charakteristische Melodien und Harmonienfol-

gen rhythmisch mit einander zu verbinden und ein wohl organisirtes Ganze zu schaffen. Auf diese Weise wird er Alles leisten, was dem Wesen der Musik zuträglich ist. Die Musik hat ihre Schulperiode durchgemacht und die frische Jünglingskraft der Gegenwart wird selbstthätig. Die neuern Komponisten entsprechen den Anforderungen, deren ich hierbei erwähnt habe viel mehr, alle ihre Vorgänger. Allein wie bisher die verschiedenen Richtungen des Kalküls, sind jetzt Rhythmus und Vorhalte vorherrschend geworden. Auch diese Manier wird sich ändern, denn die Musik ist nur eine Kunst der Mode; ihre Formen wechseln wie die Mode. Dies ist das traurige Resultat aller meiner Forschungen, eines Lebens, welches überreich ist an Erfahrungen im Gebiete der Tonkunst.“

Doloroso schien außerordentlich aufgeregt und ächzte laut. Ludwig war ganz still geworden.

„Es thut mir weh, dies sagen zu müssen,“

fuhr Raymond ruhig fort. „O auch ich habe lange gekämpft gegen diese Ueberzeugung, bis ich ihr erlag. Musik ist die Kunst der Mode, wiederhole ich, und ich will es beweisen. Darum währt die Blüthenperiode selbst der beliebtesten Komponisten nur wenige Jahre. Man kann füglich annehmen, daß alle zehn Jahre eine neue Modeform in der Musik geschaffen wird. Der Komponist, dessen Blüthenperiode beendigt ist, beginnt die zweite seines künstlerischen Daseins. Die Jünglinge, die er begeistert, die unter seinen Tönen die ersten Schritte in die Welt gethan und den Himmel noch offen sahen, sind nun Männer geworden. Sie bleiben seine, wenn gleich ruhigeren Anhänger; denn seine Melodien erinnern sie an die süße, nie wiederkehrende Jugendzeit. So vergehn abermals zehn Jahre. Schon ist Mancher dieser Anhänger in das Reich des Todes vorangegangen; die Uebrigbleibenden blicken nicht mehr den Berg hinauf, sondern hinab. Sie sind ernst geworden. Ein zweite, ihnen

nicht mehr verständliche Periode der Musik hat unterdessen begonnen. Noch theurer sind ihnen deshalb die Melodien ihrer Jugend. Und noch mehr rafft der Tod dahin. Einige Wenige nur noch bleiben übrig, die mit grauem Haar, mit der Brille auf der Nase, den immer seltner werdenden Aufführungen ihres Lieblingskomponisten beiwohnen. Die Erinnerung an die Jugend wird um so wehmüthiger, als der Schöpfer der Töne, den sie so lieb gewonnen, vielleicht nicht mehr unter den Lebenden wandelt. Auch sie gehn endlich heim, und die letzte Periode des Künstlers ist vorüber. Für jede spätere Generation wird er nun Antiquität. Nur wenigen Komponisten gelingt es, einzelne Spuren ihrer Schöpfungen in die zweite Hälfte eines Jahrhunderts zu übertragen. So sind Bach, Händel, Porpora, Leonardo Leo, Pergolesi u. s. w. jetzt Antiquitäten. Mozart beginnt bereits zu veralten, bald wird auch er eine schöne Antiquität sein. Endlich folgt die Vergessenheit. Und kann

es denn anders sein? Das Jahr hat 365 Tage. Der Tonschöpfungen sind so viel und sie vermehren sich so sehr, daß man mehrere Jahre hindurch täglich eine derselben aufführen lassen könnte. Ein Musikwerk verdrängt nothwendig das andre; man muß ja das ältere liegen lassen, um das neuere nur hören zu können! Also auch die Zeit, als solche, steht der Musik feindselig gegenüber. Soll einem jeden Komponisten nur das Recht widerfahren, gehört zu werden, so hat Jeder auch nur die Hoffnung, erst nach Jahren, wenn der ganze Turnus durchgemacht worden, wieder einmal an die Reihe zu kommen. Ich spreche hier natürlich von größern Musikwerken. Kleinere Kompositionen gehn, aus andern Ursachen, schon viel früher unter. — Was würden die alten ehrwürdigen Musiker der letztvergangenen Jahrhunderte sagen, wenn sie von den Todten auferstünden? Sie, die fromm begeistert für die Ewigkeit zu schreiben glaubten, sind zum größern

Theile selbst von Kunstgenossen kaum noch dem Namen nach gekannt! — Ist aber Raphaels vor 4 Jahrhunderten gemahlte Madonna Antiquität geworden? Sind Shakespeare, Dante, Calderon, Cervantes und wie sie heißen mögen, Antiquitäten? Strahlen nicht alle Kunstwerke der Mahlerei und Poesie, ja die tausendjährigen Pyramiden Aegyptens und die klassischen Bildwerke in ewiger Jugend? — O trübselige Kunst der Musik, wie ist es möglich, daß ein Vernünftiger für dich erglühen kann? Nun freilich, du vertreibst auf angenehme Weise die Zeit, du lässest den Fröhlichen tanzen. Das ist Etwas. Bajazzo erheitert uns aber auch durch seine Späße und wenn er seine Breterbude nicht mehr betritt, ist er vergessen. Der Musiker gehört also in dieselbe Kategorie. Trefflich!..... Man sagt zwar, daß die Musik den Traurigen tröste. Es ist mit einem so sinnlichen und luftigen Trost nicht weit her. Der Anblick der Natur und religiöse Betrachtungen trösten wirksamer.

Man sagt ferner, daß die Musik die Sprache des Himmels sei und den Menschen zu den Sternen emportrage! Das sind Aeußerungen krankhafter Sentimentalität. Töne und Akkorde die nicht einmal das auszudrücken vermögen, was die unvollkommene menschliche Sprache ausdrückt, sind nimmer eine Himmelssprache.“

Ich dächte aber, unterbrach Ludwig hier kleinlaut den Sprecher, daß, weil wir die Musik nicht in Worte übertragen können, sondern uns mit Gefühlen und Ahnungen begnügen müssen, dies im Gegentheil als ein Beweis dafür gelten dürfte, daß sie das Band sei, welches uns mit dem unsichtbaren Jenseits, mit höhern Wesen, mit der Gottheit selbst verbindet.

„Keineswegs,“ antwortete Raymond kalt, „was in einem menschlichen Hirn entstanden ist, gehört in den Kreis des Menschlichen. Tönte die Musik nur vom Himmel herab, dann könnten wir vielleicht annehmen, daß es eine Sprache

höherer Wesen sei, die wir nicht verständen, dann würden jene krankhaften Lobpreisungen, die das Gehirn irgend einer hysterischen und nervenschwachen Dame ausgeheckt haben mag, angemessen erscheinen. — Musik ist also die Kunst der Mode. Dieser Satz erläutert, ohne alle Erklärung, weshalb auch von der Musik des Alterthums keine Spur mehr auf unsere Zeiten gelangen konnte. Die Musik der Alten ist untergegangen und wie ihre Moden vergessen. Mag sie im Vergleich zur unsrigen gewesen sein, wie sie wolle; genug sie genügte ihnen. Das Christenthum brachte den unisono vorgetragene Choral. Die düstere Beschaulichkeit des Mönchslebens führte zu mathematischen Grübeleien. Erst stellte man Noten übereinander, dann zwängte man sie in Taktabschnitte, dann wurde es klar; daß die Töne innerhalb eines Taktes von verschiedener Länge und Kürze seien, und daß eine ganze Taktnote in halbe, Viertel, Sechszehntel u. s. w. bis zu Vierundsechzigtheilnoten aufgelö-

set werden könne. Hierdurch war die Erfindung der Fuge und des doppelten Kontrapunkts vorbereitet. Im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert begann mit Vermehrung und Verbesserung der Instrumente die weltliche Musik sich auszubilden. Rinuccinis Daphne, von Peri in Musik gesetzt und gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Florenz aufgeführt, scheint der erste Versuch einer Oper gewesen zu sein. Von da bis auf Mozart, welche Erfindungen, welche Veränderungen! — Allmählig war die Musik als Wissenschaft vollständig ausgebildet worden. Die Mathematiker hatten die Verwandtschaft dieser Kunst mit der Mathematik gezeigt. Die Fuge und der doppelte Kontrapunkt siegten. Mozart und seine Zeitgenossen, auch Sie, Freund Doloroso, konnten sich von diesen Fesseln noch nicht befreien. Allein ihr habt den Tand oft schon bei Seite geworfen. So wurde die Gegenwart vorbereitet. Jetzt liebt man den freien Erguß der Phantasie; jetzt herrscht, wie gesagt,

der Rhythmus. Wenn Rossini, im Rhythmus befangen, zu einer Sterbescene einen Walzer rasseln läßt, was schadet es? Wer wagt zu sagen, daß er Unrecht thue? Bei einer so vergänglichen Kunst ist es ganz gleichgiltig welche Modeform gerade die herrschende ist. Vielleicht wird man einst nach einem Choraltempo tanzen. Wie einst der Kalcül in der Musik ansprach, das verworrene Knäul der Fugen die höchste Bewunderung erregte, so wird jetzt in der Musik Rhythmus und Melodie vorgezogen. Ein Jeder hat Recht. Wie schwachköpfig sind diejenigen, die sich einbilden, daß Mozart, Beethoven, Cherubini, Spontini, lassen Sie mich frei sprechen, mein theurer alter Freund, daß auch Sie sich länger halten werden, als Rossini, den wir nun einmal als Repräsentanten der neuern Modeform gelten lassen wollen! Wie schwachköpfig und einseitig befangen sind diejenigen Kunstrichter, welche stets auf die gute alte Form verweisen! Was glaubt Ihr denn, was von all' dem jetzi-

gen musikalischen Plunder, Mozart und Beethoven an der Spitze, auf die künftige Weltperiode kommen wird? Ihr Armen, Mozarts und seiner Zeitgenossen Namen wird verschwinden, wie Rossinis! Ein Jeder hat seine Zeit erfüllt. Einst werden ihre Namen dem Mythos angehören, dem Gebiete der Fabel. Einst wird man sprechen von Doloroso, Mozart, Beethoven, Cherubini und wie die großen Komponisten heißen mögen, wie jetzt von Orpheus. Das ist Alles, was bleibt. Tausend andre Namen aber zu ihrer Zeit hochberühmter Musiker werden spurlos verschwunden sein. — Und dieser vergänglichen Kunst, die bedeutungslos ist ihrem Wesen nach, sinnlich in ihren Ursachen und Wirkungen, diesem wichtigen Phantom der jedesmaligen Mode widmet ein Mensch sein Dasein? Ihretwegen erträgt er so zahllose Plackereien? Sie sagten neulich selbst, mein theurer Freund, daß Sie keine Note mehr schreiben, daß Sie nicht Ihr Lebensmark dem Plaisir des

Publikums, nicht den Anforderungen der Dummheit hohlköpfiger aufgeblasener Kunstrichter opfern würden! O gestehn Sie mir, daß Sie fühlen, daß ich Recht habe, daß Sie selbst lange schon erkannt, was ich nur in unvollständigen Andeutungen auszusprechen versucht!" —

Hören Sie auf! antwortete Doloroso. Ein tiefer Schmerz zitterte in seinen Gesichtsmuskeln. Ja ich fühle, setzte er tonlos hinzu, Sie haben Recht. Welch' ein Komponist hätte nicht in trüben Stunden seines Lebens geahnt, was Sie hier mit schrecklicher Klarheit mir vor's Auge stellen!

Ludwig sah nachdenklich vor sich nieder.

Schrecklich! fuhr Doloroso fort, so habe ich nur für meine Zeitgenossen gelebt; mit allen meinen Studien und Anstrengungen, mit meiner Begeisterung für das Göttliche habe ich es nicht viel weiter gebracht, als — ein Bajazzo! Es geht Alles unter; ja, es unterliegt keinem Zweifel. Porpora wird der Patriarch der Melodie,

Leonardo Leo einer der größten Meister aller Zeiten genannt; aber kennt sie die Gegenwart eigentlich mehr als den Namen nach? — Oft schon gestand ich mir im Stillen, wenn ich Werke aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts hörte, daß man zu dieser oft an Leerheit streifenden Einfachheit nie zurückkehren könne; die Eitelkeit flüsterte mir zu, daß ich höher stände, ich glaubte die höchste Stufe der Vollendung erreicht zu haben. Glaubten das aber die Musiker der vergangenen Jahrhunderte nicht? Wird die Nachwelt von meinen Werken, von der Gegenwart anders denken, als ich über meine Vorgänger? — Ach, ich glaubte für die Unsterblichkeit zu arbeiten, und soll — untergehn! Dringt denn kein Lichtstrahl in diese Nacht des Grames?

„Und würden Sie," fuhr Raymond fort, „nach Ihrem Tode zu den Sternen erhoben, was hätten Sie davon? Was hat Mozart denn gehabt? Lacht er nicht über die ganze Jämmer=

lichkeit hier unten? Was ist es denn, hier auf dem Erdenball vergöttert zu werden, wenn man ihm nicht mehr angehört? Ist es nicht völlig gleichgiltig, ob dieses Staubgeschlecht, welches zum Staube zurückkehrt, mich anbetet oder ob es mich geringschätzt? — Wird es dort oben angeschrieben, wenn man hier ein großer Künstler gewesen ist? Wird dort oben nicht vielleicht abgerechnet, weil man durch das Künstlertalent hienieden einen Vorzug erhalten hatte? — Pah, Alles ist eitel!“

Ach, Sie stürzen mich in Trostlosigkeit! stöhnte Doloroso.

„Fassen Sie sich; es giebt eine Unsterblichkeit, die Sie erringen werden, freilich eine andre als Sie denken. Jeder Komponist ist ein Stein in dem großen noch immer im Bau begriffenen Obelisken der Tonkunst. So lange der Musiker lebt, wirkt und anerkannt ist, kann man ihn dem offen liegenden Stein in der obern Schicht vergleichen. Allmählig wird derselbe überbaut;

er füllt dann seine Stelle im Ganzen aus und besteht also auf diese Weise fort. Viele verschwinden dem Auge für immer; einige dagegen bilden kräftige Schlußquadern und bleiben theilweise sichtbar. Zu solchen Schlußquadern dürfen Sie sich zählen, mein Freund. Eine große Seele muß in diesem Gleichniß ihre Tröstung finden."

Nein, rief Doloroso aus, das tröstet mich nicht. Zu solcher Größe kann ich mich nicht emporschwingen. So war denn Alles umsonst! So sehe ich denn am Ende meines Lebens, daß ich umsonst gelebt! All' mein Streben, mein Dulden, mein Ringen und Kämpfen ist unnütz gewesen! Ja, ich habe gekämpft um die Unsterblichkeit! O Gott, und sie kostet mich — — — unendlich viel! Ach Sie wissen nicht, warum mich dies Gespräch so furchtbar erschüttert hat! Sie verstehn mich nicht. Niemand versteht mich! — Die Gefühle, die mich bestürmen, werden mir den Verstand rauben!

Doloroso brach in Thränen aus. Einen solchen Eindruck seiner Worte hatte Raymond nicht vorausgesehn und auch keinesweges beabsichtigt. „Warum rauben Sie dem Greise den Frieden seines Abends?“ fragte Ludwig sehr unwillig. Raymond suchte einzulenken, und den Kapellmeister zu beruhigen. Es ist ja nur eine individuelle Ansicht, sagte er, ich kann ja irren und widerlegt werden! Aber Doloroso schüttelte das Haupt. „Was Sie sagen,“ entgegnete er, „ist unwiderlegbar. Ueberzeugung drückt mich zu Boden. Ich bitte, verlassen Sie mich! Sie wissen nicht, ich wiederhole es, was mich so sehr ergreift. — Ich muß allein sein — allein.“

Raymond ging, während Ludwig im Hause wartete, zu Konstanzen herüber. Riancourt war bei ihr. Beide schienen verlegen. Ihr Herr Vater, sagte Raymond zu Konstanzen, befindet sich in einer sehr gereizten Stimmung. Er wünscht, daß ich ihn

verlasse; wollen Sie ihm nicht Gesellschaft leisten? —

Mein Vater hat jetzt unerträgliche Launen, antwortete Konstanze verdrießlich; ich danke für seine Gesellschaft. Raymond schüttelte den Kopf und empfahl sich mit einem Blick des Zornes auf Riancourt. Es beginnt immermehr in mir zu tagen; sprach er zu sich selbst. Meine Nachforschungen sind nicht vergebens gewesen. Ich werde diesen Buben doch noch ertappen. Seit drei Jahren läßt er sich regelmäßig hier mehrere Monate lang sehn; sein Paß ist in Florenz ausgestellt. Wir werden ja erfahren, ob er ein florentinischer Offizier ist! Dem Namen nach ein Franzose, der Sprache nach ein Deutscher und der Anstellung nach ein Italiener, was soll man aus diesem Menschen machen? Ich täusche mich nicht, er war in Pyrmont, er wurde dort als falscher Spieler verhaftet. Damals trug er keine Uniform, eine Binde bedeckte das eine seiner Augen. Zwar habe ich Kon=

stanzen aufgegeben; aber ich bin es dem alten Freunde schuldig, seine Tochter vor Unglück zu wahren. Die Antwort aus Florenz kann nicht lange mehr ausbleiben; dann will ich Gericht halten! —

Er begab sich mit Ludwig schweigend nach Hause. Absichtlich ließ er dem Jüngling Zeit, über den Inhalt des entscheidenden Gesprächs nachzudenken. Am Abend saßen Beide mit Büchern beschäftigt am hellerleuchteten Tische. Ludwig war sehr zerstreut. Er blätterte, legte das Buch bei Seite, nahm es wieder und stieß endlich einen lauten Seufzer aus.

Was ist Ihnen, fragte Raymond mit Theilnahme.

„Alle meine Hoffnungen sind zerstört,“ klagte der Leidende. „Ich befinde mich in einem Zustande, den ich nicht länger ertrage. Ich sehe ein, daß es rathsam ist, die Künstlerlaufbahn aufzugeben, ich habe kein Glück und mag auch nicht mit zahllosen Unannehmlichkeiten kämpfen,

und mir am Ende meines Lebens sagen müssen, daß mein Dasein unnütz gewesen sei. Allein noch immer liebe ich Konstanzen; diese Leidenschaft wird mich ins Grab bringen; denn die Geliebte ist für mich nun verloren!

Und was denken Sie zu beginnen? fuhr Raymond fort.

„Alles was Sie wollen, wenn es nur zum raschen Ziel führt.“

Zum raschen Ziel; das heißt?

„Zum Besitz Konstanzens.“

Sein Sie ein Mann. Konstanze liebt Riancourt; das ist nun wohl gewiß. Ich war, wie Sie wissen, heut noch bei ihr. Ich fand Riancourt anwesend. Ich lud sie ein, dem kranken Vater Gesellschaft zu leisten; sie zeigte sich mir bei dieser Gelegenheit in ihrem wahren Lichte. Ich wiederhole: sie ist Ihrer unwürdig.

„Sie wollen mein Unglück! Sie hassen Konstanzen, das ist Alles. Wären Sie wirk-

lich mein Freund, wie leicht könnten Sie mich glücklich machen. Ich bin überzeugt, Konstanze würde Ihrem Rathe folgen. Die Gewalt, welche Sie durch Ihre Ueberredungskunst ausüben, ist unwiderstehlich. Giebt es denn kein Mittel Riancourt zu entfernen? Kaum halte ich mich, diesen Elenden niederzuschlagen!“

Und wäre Konstanze Ihrer Liebe werth; wovon wolltet Ihr leben? —

„Ist Riancourt entfernt, betritt sie das Theater wieder, ihre Liebe zu mir kehrt zurück, ich widme mich dem Staatsdienste — glückliche Zukunft!“

Nein Ludwig, ich darf nicht die Hand zur Vermittlung bieten, wo ich die Ueberzeugung habe, daß ich Ihr Unglück veranlassen würde. Mein theurer, theurer Freund, vertrauen Sie mir, verweilen Sie nicht länger an diesem Orte, der Ihnen so bittere Kränkungen zugefügt und wo die Anwesenheit des Mädchens, welches Sie lieben, Ihrem Herzen stets neue Quaal bereiten

muß. Unser Geschäft bei Doloroso ist mit der heutigen Unterredung beendigt! Er hat sicherlich den Muth verloren, noch für die Musik zu wirken. Konstanze geht ihrem Geschick entgegen. Lassen Sie uns abreisen!

„Ich kann mich nicht von hier entfernen. Haben Sie Mitleid mit mir!“

Ich beschwöre Sie, hören Sie auf die Stimme Ihres besten Freundes! Ich kenne die Welt und das menschliche Herz; mein Leben ist reif an Erfahrungen! Sie werden ein schöneres, ein besseres Mädchen finden, eine Gattin, welche Ihren Jahren angemessen ist! Lieber junger Freund, folgen Sie mir!

„Ich bleibe!“

Undankbarer, so wisse denn, daß ich Dir mein ganzes Vermögen bestimmt hatte, daß ich reich bin, hörst Du, Jüngling was ich sage: reich; daß ich Dich zum glücklichsten Menschen zu machen beabsichtigte; daß ich aber meine Hand

von Dir abziehe, weil Du Dich blindlings in den Abgrund stürzen willst!

„Unbegreiflicher Mann, wer sind Sie, was veranlaßt Sie zu einer solchen Theilnahme für mich?“

Nicht länger darf ich schweigen; vielleicht erkennst Du dann, daß die uneigennützigste Liebe aus mir spricht: ich bin Dein Vater!

Bei diesen Worten zog Raymond den Jüngling mit Heftigkeit an seine Brust. Das so lange zurückgehaltene Geheimniß strömte aus in zärtlichen Liebkosungen, die Ludwig wie im Traume duldete und erwiderte. Laß mich gut machen an Dir, sagte Raymond mit Thränen in den Augen was ich an meiner Rosalie verschuldete. Ich will Dein Glück, möchten meine Erfahrungen Dir nützlich sein. Du befindest Dich auf dem Wege, den ich wandelte. Höre auf meine Warnung, Dein Vater fleht darum!

Ludwig konnte sich eines flüchtigen Gefühls des Unwillens nicht entwehren; denn er sah den

Mann vor sich, der seiner sanften, angebeteten Mutter jahrelange Leiden bereitet. Aber er hatte Raymond so lieb gewonnen, und dieser Umstand so wohl, als der Gedanke, nun nicht mehr allein in der Welt zu stehn, sondern einen Vater, einen Beschützer zu haben, nicht mehr von den Wohlthaten eines Fremden abhängig zu sein, vertilgten schnell jene herbe Erinnerung, ja er vergaß auf einige Augenblicke das Weh seines Herzens, uud indem er Raymonds Hände küßte, fragte er zu wiederholten Malen mit dem Ausdrucke des Entzückens: Sie, mein Vater? Ihnen danke ich mein Dasein? Ihnen, den ich schon so sehr geliebt und verehrt?

Beruhige Dich, mein theurer Sohn, antwortete Raymond, indem er ihn auf die Stirne küßte, höre mir aufmerksam zu, ich will Dir die Ereignisse meines Lebens in gedrängter Kürze mittheilen. Kein Augenblick ist geeigneter hierzu, als der jetzige, wo Deine Ideale von Dir gewichen sind, wo Du Dich hilflos und einsam

fühlst, und wo Dir die Gewißheit wird, daß Vaterliebe Dir alles Verlorne ersetzen werde. Ich muß mich anklagen; aber ich will mich gern vor dem Sohne demüthigen, damit er selbst späterer Reue entgehe. — Ich war jung, vermögend, der einzige Sohn eines Staatsmannes, der nur in seinen Akten lebte. Meine Mutter hatte ich frühzeitig verloren, und mein Vater glaubte dadurch, daß er mir einen Erzieher und eine Menge anderer Lehrer hielt, seine Pflichten gegen mich vollkommen erfüllt zu haben. Den größten Theil des Jahres verlebte ich mit Körber, meinem Erzieher, auf einem kleinen Familiengute. Körber war ein junger, hochgebildeter Mann und ein enthusiastischer Verehrer der Musik. Er sang, spielte mehrere Instrumente vortrefflich und komponirte. Da er schon frühzeitig auch in mir musikalisches Talent entdeckte, so gab er sich alle Mühe, es auszubilden. Bald wurde Körber, welcher überdies nur acht Jahre älter war, als ich, mein Freund. Wir schwelgten Beide in unserer Ge-

fühlswelt. Die Musik und die freie Natur leiteten unsere Empfindungen. Mein Vater wurde uns nur zuweilen sichtbar, er war zufrieden, wenn er mich wohl fand, und kümmerte sich nicht um meine Ausbildung. Körber betrieb diese aber sehr gewissenhaft und erklärte, als ich achtzehn Jahr alt war, daß ich die Universität beziehen könne. Ich wählte des Freundes Vaterstadt. Meine Liebe zur Musik war Leidenschaft geworden. Ich vernachlässigte die Kollegia, und Körber, der mich nicht verlassen hatte, war schwach genug, meiner Neigung nachzugeben. Jeder Abend fand mich im Familienkreise meines Freundes. Sein Vater war Prediger; seine Schwester ein liebliches Mädchen von 17 Jahren, der Musik eben so eifrig ergeben als wir. Sie sang mit innigstem Gefühl. Die Kunst vereinigte unsre Herzen. Mein Vater starb; Körber wurde Musikdirektor in einer entfernten Stadt. Ich war verliebt, nach den Landesgesetzen majorenn, und heirathete Kör-

bers Schwester, Rosalien, Deine Mutter, mein Sohn. Wir bezogen die Hauptstadt und lebten einige Wochen recht glücklich. Doch mein exaltirtes Gemüth, meine Jugend paßten nicht für den Ehestand. Ich überzeugte mich, daß ich Rosalien nur wegen ihrer schönen Stimme geliebt hatte. Diese verlor den Reiz der Neuheit für mich und der Rausch war verflogen. Die Kunst allein konnte meine Gattin sein! — Rosaliens Vater war gestorben; mein Schwager begab sich nach Rußland, wo man ihm eine sehr vortheilhafte Anstellung angeboten hatte. Ich bekenne meine ganze Schuld: es war mir angenehm, daß ich mich von jeder Aufsicht frei wußte. Mit Ausnahme eines sehr entfernt wohnenden Oheims, des Bruders meiner Mutter, hatte ich keine Verwandte, auch Rosalie stand allein. Um mir zu gefallen, bemühte sich Deine Mutter, ihre Fertigkeit im Gesange immer mehr auszubilden; allein es genügte mir nicht mehr. Ich zog Musiker und Musikliebhaber in mein Haus,

gab große Soireen und besuchte jede Oper, jedes Konzert. Rosalie fühlte sich bald unbehaglich in dieser Verwirrung; sie sehnte sich nach Ruhe, und dies mißfiel mir. Die Fesseln, welche mir die Ehe angelegt hatte drückten, und ich sehnte mich nach Freiheit. Um diese Zeit lernte ich Karolinen, die Primadonna des Theaters kennen, welche durch Schönheit und Kunstvollendung alle Männer bezauberte. Ich gab eine Soiree, wozu auch sie eingeladen wurde. Rosalie sang und entzückte; aber gleich darauf sang Karoline, und erregte in meinem Herzen unbeschreibliche und unwiderstehliche Gefühle. Es war um unser häusliches Glück geschehn. Die Musik bestrafte mich für meinen Enthusiasmus. Rosalie merkte meine Kälte und zog sich verletzt zurück. Ich warf mich in einen Strudel von Vergnügungen. Das Vermögen schwand, zumal mein Vater beträchtliche Schulden hinterlassen hatte. Mein steter Umgang mit Sänger und Sängerinnen, mit reisenden Künstlern

erweckte in mir die glühendste Sehnsucht, die Welt sehen und als ein freier Mensch ganz der Kunst leben zu können. Mein gegenwärtiger Zustand ekelte mich an. Karoline allein fesselte mich noch an die Hauptstadt; sie liebte mich, ich sie. Eines Tages erklärte sie mir, daß ihr Engagement beendigt sei und daß sie nach Paris zu gehen beabsichtige. Ein Wortwechsel den ich unglücklicher Weise wenige Stunden darauf mit Rosalien hatte, entschied über mein Leben. Deine Mutter beklagte sich über meine Kälte; sie gab mir zu verstehn, daß ich unwürdigem Nichtsthun fröhne, wie sie wisse, daß ich Schulden hätte, und daß in den zwei Jahren unserer Ehe ein großer Theil meines Vermögens drauf gegangen sei, und bat mich, den Umgang mit meinen Kunstfreunden abzubrechen, mich einem thätigen Leben zu weihen und ein Staatsamt anzutreten. Ich antwortete heftig; auch sie, sonst sanft und weich, ließ sich vom Zorne hinreißen. Es kam zu sehr unangenehmen Erklärungen. „Das ist

der Dank dafür, daß ich ihr mein Leben geopfert!“ rief ich unwillig aus, indem ich mich für schwer beleidigt hielt. Ich eilte zu Karolinen und erklärte ihr, daß ich ihr folgen würde. Sie war leichtsinnig; ich war schlecht. Rosalien schrieb ich ein Billet: „Madame, da ich sehe, daß Sie mich nicht mehr lieben, so verlasse ich Sie. Ich werde indessen für Sie sorgen. Um öffentlichen Skandal zu vermeiden, schweigen Sie über den Vorfall. Verlassen Sie die Stadt, verkaufen Sie Haus und Ameublement; der Erlös ist Ihr Eigenthum.“ — Du zürnst mir, mein geliebter Sohn; ach, ich habe lange und bitter bereut und das redliche Weib nie wieder gesehn! — Diese Erzählung ist meine Beichte; sie wird mir endlich meine Ruhe wieder geben. Von nun an warf ich mich in den Strudel der Welt. Schon längst hatte ich mein Gut heimlich verkauft. Die Trümmer meines Vermögens nahm ich in Wechseln mit. Ich machte Karolinen unterweges bemerklich, daß man mein

Verschwinden mit ihrer Abreise in Verbindung bringen und mich in Paris aufsuchen lassen würde. Wir begaben uns daher nach Neapel, wo ich die Vorwürfe meines Gewissens in Genüssen aller Art zu betäuben suchte. Karoline schien mir das musikalische Ideal, welches für mich bestimmt sei. Wir lebten wirklich einige Zeit recht glücklich. Ich begleitete sie unter dem angenommenen Namen Raymond durch verschiedene Länder, und widmete meine Zeit der Liebe und der Musik. Diese Herrlichkeit dauerte so lange, als ich Geld hatte. Unsere Reisen kosteten mehr als sie einbrachten, ich erlitt alle Unannehmlichkeiten, welche mit dem Theaterleben meiner Geliebten verbunden waren, und opferte oft große Summen, um Kabalen gegen sie zu hintertreiben. So schmolz mein Vermögen. Unsere Liebe erkaltete; es kam zu Vorwürfen und unsere Trennung erfolgte in London. Sie setzte nach dem Kontinent über; ich aber blieb in England, wo ich längere Zeit als Sänger lebte. Ich hatte in-

zwischen oft Deiner Mutter gedacht. Unter der Hand war es mir gelungen zu erfahren, daß Körber aus Rußland zurückgekehrt, seiner Schwester Verhältnisse geordnet, Haus und Hausrath verkauft und dann mit ihr die Stadt verlassen habe. Auch erfuhr ich, daß Rosalie nach meiner Entfernung einen Sohn geboren. Furcht vor Körbers und Deiner Mutter gerechten Vorwürfen, Furcht vor Strafe endlich hielten mich ab, weitere Schritte zu thun. Ich verlor Rosaliens Spur. Einige Jahre später las ich Körbers Todesanzeige in der Zeitung. Nun suchte ich in dem Orte wo er gestorben war, Erkundigungen einzuziehen; allein vergebens. Erst später wurde mir klar, weshalb ich Euch nicht finden konnte. Rosalie hatte, weil sie sich des durch mich geschändeten Familiennamens schämte, sich längst schon Wittwe Ludwig genannt, und war mit Dir offenbar deshalb hierher gezogen, weil sie glaubte, Dir in dieser großen Stadt eine bessere Erziehung ge-

währen zu können. Ich aber forschte stets nach meinem Namen. Ach und ich glaubte Deine Mutter vor Mangel geschützt! Dies war stets ein Trost für mich, als ich mich unglücklich fühlte, als die Nemesis mich folterte; ich wäre in Verzweiflung gewesen, hätte ich ahnen können, daß Ihr mit Mangel kämpftet. Erst als es zu spät war, erfuhr ich, daß sich beim Verkauf des Hauses noch Gläubiger vorgefunden, daß ein Hauptgläubiger meines Vaters noch eine große Forderung erstritten hatte und daß, nach deren Bezahlung, für Rosalien und Dich nur ein so kleines Kapital übrig geblieben war, daß es nur zu bald sich aufzehren mußte. Vermöchte ich auf meinen Knieen des armen Weibes Vergebung zu erflehen; allein das Grab giebt seine Beute nimmer wieder! —

Die Mutter hat Ihnen vergeben, mein Vater, tröstete Ludwig, vielmals und von ganzer Seele.

Gott segne sie dafür, sagte Raymond leise mit vor Wehmuth zitternder Stimme. Er schwieg

eine Weile und fuhr dann fort: Ich wurde nun Sänger, war als solcher Mitglied der vorzüglichsten europäischen Theater, komponirte, schuf Opern, Oratorien, erlebte Triumphe und Entwürdigungen und machte die große Schule der bittern Erfahrungen durch, die Du, mein Sohn, nur andeutungsweise kennen gelernt hast. Allmählich schwand der glänzende Irrthum, der mich begeistert hatte, nackte Wirklichkeit trat an dessen Stelle, und ich stand endlich völlig enttäuscht, zerfallen mit mir und der Welt dem Selbstmorde nahe, an dem offenen Abgrunde moralischer Vernichtung. Tage lang müßte ich erzählen, wollte ich Dir mittheilen, wie ich für meinen Enthusiasmus bestraft worden bin, wie ich nothwendig zu Eis erstarren mußte, nachdem mir klar geworden war, daß mein Streben vergeblich, unnütz, erbärmlich gewesen, daß ich für ein Phantom die schönste Wirklichkeit des häuslichen Glücks geopfert. Tausend Andere an meiner Stelle würden ihrem Schicksal unterlegen sein; ein so

wüstes Leben, so bittere Enttäuschungen hätten ihr Haar gebleicht, sie frühzeitig zu Greisen gemacht. Nicht so ich, mein Sohn. Meinem eisernen Körper haben diese geistigen Anstrengungen nichts angethan. Mein Haar ist schwarz, mein Gesicht blühend und faltenlos. Es kommt dies daher, weil ich mich bald über mich selbst zu erheben verstand. Ich suchte allen Ereignissen mit philosophischem Gleichmuth zu trotzen. Ich forschte ernst und besonnen der Ursache und der Wirkung der Dinge nach. So gelang es mir, meinen Standpunkt in der Welt zu erkennen, ich drang tief ein in das Geheimniß der Kunst, und wurde ruhig. Seitdem stehe ich besonnen und fest auf meinem Platze und die Stürme des Lebens erschüttern mich nicht mehr. — Das Glück suchte mich wieder auf, als ich weise geworden war. Ich las in Paris, wo ich mich, nachdem ich der Musik längst entsagt, niedergelassen hatte, die Anzeige von dem Tode meines mütterlichen Oheims, der kinderlos mit Hinter-

lassung eines großen Vermögens in Deutschland gestorben war. Ich wußte daß ich der einzige Erbe sei, ich legitimirte mich, und erhob durch Bevollmächtigte die Erbschaft. Der Briefwechsel mit Deutschland regte meine Sehnsucht nach Rosalien und ihrem Kinde wieder mächtig in mir auf. Mehr wie zwanzig Jahre waren seit meiner verbrecherischen Flucht entschwunden; — ich besuchte die Vaterstadt unter dem angenommenen Namen Raymond. Persönliche Nachforschungen führten weiter, als schriftliche aus der Entfernung. Als ich mich in dem Städtchen, wo Dein Onkel Körber gestorben, erkundigte, erfuhr ich, daß die Schwester welche mit ihrem Kinde bei ihm gewohnt, sich Wittwe Ludwig genannt, und man sprach dunkle Vermuthungen aus, daß sie hierher gegangen sei. Hier aber eine Wittwe Ludwig auszumitteln, war nicht schwer. Als ich endlich mit zitterndem Herzen, mit Thränen in den Augen vor Eurer kleinen Wohnung stand, war Rosalie — schon in

jene bessere Welt hinübergegangen! — Noch einmal fühlte ich mich furchtbar erschüttert. Allein dem, was sich nicht ändern läßt, muß der Mensch sich fügen. Ich umschwebte, ich beobachtete Dich. Ich wußte nicht, wie ich mit Dir bekannt werden sollte, ohne mich zu entdecken, und diese Entdeckung fürchtete ich, da Du so viel mir vorzuwerfen. Ich entschloß mich, Dir unbekannt zu bleiben. Ich suchte Deine Neigungen zu ergründen, wollte Dir als Freund und Lehrer zur Seite stehn. Was mußte ich erfahren! Die Neigungen, die mich um einen großen Theil meines Daseins betrogen haben, waren auch die Deinigen geworden. Mein Schicksal wiederholte sich vor meinen Augen. Mit Gewalt konnte der Dir fremde Mann nicht auf Dich wirken; er mußte Deine Liebe, Dein Vertrauen erwerben. Ich sah mich also genöthigt, Deiner Neigung nachzugeben; machte es aber zum Ziel meines Strebens, Dich möglichst früh zur Erkenntniß zu leiten. In Beziehung auf die Musik denke ich, ist mein Werk vollbracht.

Allein noch hält Dich eine unwürdige Liebe in ihren Banden. Es wäre mir leicht gewesen, für Dich zu werben, Dich für meinen Sohn zu erklären, Euch mehr als das Nöthige zu Eurem Unterhalt zu geben; allein ich zog vor, Konstanzen und Dich erst zu prüfen. Eine Verbindung mit ihr wird Dein Unglück. Du mußt ihr entsagen!

O mein Vater, sagte Ludwig, rauben Sie mir doch nur nicht alle Hoffnung. Ich füge mich allen Ihren Wünschen und Befehlen; allein Konstanze ist gewiß edel und gut, o prüfen Sie länger, urtheilen Sie nicht zu hart ich beschwöre Sie! Sie hat mir ja ihre Liebe gestanden. Freilich liebe ich sie mehr, als sie mich; denn jetzt wo sie mich für hilflos und arm hält, wo sie mir noch zürnt über die ihr gegen meinen Willen zugefügte Kränkung, schließt sie sich an Riancourt. Sagen Sie ihr, daß Sie mein Vater sind, daß Sie die Mittel in Händen haben, uns zu vereinigen, entfernen Sie Riancourt und mein Glück ist gemacht.

Der Vater warnte, der Sohn flehte. Raymond vermochte endlich nicht zu widerstehn. Nun wohlan denn, Unbesonnener, sagte er, so will ich den letzten Versuch machen. Ich gestehe Dir, daß ich Hoffnung habe, Riancourt zu entfernen. Ich werde ihr sagen, wie nahe Du meinem Herzen stehst. Das Theater scheint sie nicht wieder betreten zu wollen. Das wäre schon ein Schritt. Von Dir aber verlange ich Dein Ehrenwort, daß Du, wenn es mir auch gelingt, sie Dir wieder geneigt zu machen, mit mir eine Reise antrittst und Konstanzen ein Jahr lang nicht siehst. Liebst Du sie, wenn wir zurückgekommen, noch, und überzeugen wir uns, daß auch sie Dich wirklich liebt; so will ich Euch nicht länger hinderlich sein, und Gott bitten, daß er Eure Vereinigung zum Glück führe.

Der Jüngling erklärte sich hiermit zufrieden; Raymond aber dachte mit väterlicher Vorsicht: Zeit gewonnen, Alles gewonnen!

Achtes Kapitel.

Die Antwort aus Florenz war eingegangen. Die dortige Polizeibehörde versicherte, daß ihr von einem Grafen Riancourt nichts bekannt sei, und daß sich, eingezogener Erkundigung nach, auch in den Militairlisten, der Name dieses Offiziers nicht finde. Raymond zweifelte nun nicht mehr; daß seine Vermuthungen gegründet seien und begab sich gleich nach Empfang des Briefes zu Doloroso.

Der alte Diener des Kapellmeisters empfing ihn mit verweinten Augen. „Das sich Gott erbarm," sagte er zu Raymond, „der Herr scheint mir sehr unwohl. Seit gestern läßt er Niemanden vor sich, er spricht vor sich hin; es ist allerlei verworrenes Zeug; ich weiß nicht, was ich denken soll."

Bestürzt eilte Raymond die Treppe hinauf. Doloroso hatte sich eingeschlossen und ging leise stöhnend im Zimmer umher. Raymond klopfte und nannte seinen Namen. Doloroso ließ einen durchdringenden Wehlaut hören. „Hinweg,“ schrie er, „noch ist es nicht Zeit. Hinweg graues Ungeheuer! Was mahnst Du mich, blutgieriger Bote? Dein ist die Schuld, nicht mein!“

Raymond suchte ihn mit sanfter Stimme zu beruhigen. „Ich bin es,“ wiederholte er, „Ihr Freund Raymond, öffnen Sie die Thür, ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen.“

„Raymond,“ erwiderte Doloroso, „ist mein Feind, mein größter Feind. Will Raymond mich wieder in's Requiem führen? Verfluchtes Requiem, verfluchter Bote!“

Großer Gott, dachte Raymond, das ist Wahnsinn! Wo ist Konstanze? fragte er den Diener, der neben ihm stand und die Hände

rang. Weiß sie von diesem Zustande ihres Vaters?

Sie ist mit dem Herrn Grafen im Garten, antwortete der Alte. Sie weiß es, und hat mir verboten es Jemanden zu sagen.

„Ist denn nach einem Arzte gesandt?“

Nein, Mamsell Konstanzchen will es nicht; sie meint, es werde sich schon wieder geben. Der Herr soll schon in früheren Jahren solche Anfälle gezeigt haben.

Noch einmal versuchte Raymond, durch gütliche Vorstellungen bei Doloroso eingelassen zu werden. Dieser aber war still geworden und antwortete auf keine Anrede mehr. Raymond befahl dem Diener, in der Nähe seines Herrn zu bleiben und ging nach dem Garten. Ein edles, weibliches Gemüth, murmelte er vor sich hin, fürwahr eine vortreffliche Tochter! Der Vater verlassen und geisteskrank und sie mit dem Buhlen vergnüglich im Garten! — Was will er mit dem Requiem; was mit dem Boten?

Eine fixe Idee hat sich seiner bemächtigt. Das sind die Folgen zu weit getriebenen Künstlerneides! Beklagenswerther Freund! — Beklagenswerthe Konstanze! Es ist gut daß sich der Betrüger gerade anwesend befindet. Ich will ihm und ihr das Gemüth erschüttern mit Donnerworten. Die Katastrophe naht! Nein, mein armer, edler Sohn, gieb Deine Hoffnung auf.

Er hatte unter diesen und ähnlichen Betrachtungen mehrere Gänge durchschritten ohne die Gesuchten zu finden. Endlich gerieth er in ein dichtes Boskett. Hier vernahm er Riancourts und Konstanzens Stimme. Er sah Niemand, war aber den Sprechenden so nahe, daß er jedes ihrer Worte verstehen konnte. Schnell suchte er weiter durch das Gebüsch vorzudringen; noch war ihm nicht in den Sinn gekommen zu lauschen, aber plötzlich erblickte er durch eine Lücke im dichten Laube Konstanzen auf Riancourts Schooße. Beide saßen, ihm den Rükken zukehrend, auf einer Bank. Konstanze

hatte beide Arme um den Verführer geschlungen, sein Haupt ruhte an ihrer Brust. Raymond stand unwillkürlich still. Jede weitere Bewegung konnte ihn verrathen, und so war er gezwungen, ihr Gespräch mit anzuhören.

Riancourt wiederholte die Gründe, womit er das Mädchen zu berücken gewußt hatte. Wohl Dir, äußerte er in diesem Sinne, daß Du mich erhört. Du gestehst mir selbst, daß Du nicht Lust habest, länger die Kranken-Wärterin eines hypochondrischen Greises zu sein. Du siehst, daß die Intendanz Deine Rollen der Caballucchi übertragen und daß das jämmerliche und wankelmüthige Publikum jetzt seine Gunst dieser jungen Sängerin zugewandt hat; es ist keine Möglichkeit vorhanden, den, wie Du mir jetzt gestehst, Dir überlästigen Ludwig los zu werden; von allen Seiten findest Du Dich hier, wie ich schon so oft gesagt, auf eine unwürdige Weise beschränkt, während ich Dir die Welt öffne. Ich hänge fortan ganz von Deiner Will-

für ab. Du willst mir folgen, Konstanze; ich fasse mein Glück noch nicht! — Nur ein Weib, wie Du, ist im Stande auf den Vertrag einzugehen, den wir mit einander geschlossen. Freiheit auf beiden Seiten, bis wir fühlen, daß wir von einander nicht mehr lassen können; dann ist es noch immer Zeit zum prosaischen Ehebündniß. —

„Ja ich folge Dir," erwiderte Konstanze, indem sie die verführerischen Augen mit zärtlichstem Ausdrucke auf ihn heftete; „ich sage Dir nun frei und offen, daß ich Dich liebe. Für diese Liebe bitte ich um Deinen Schutz. Ich werde hinlänglich Gelegenheit haben, Dich kennen zu lernen; wir werden ja sehn, ob wir uns entschließen können für immer mit einander zu leben. Und wärest Du falsch, setzte sie zögernd hinzu, indem sie plötzlich ernst wurde, so wähne nicht, daß mich dies zu Deiner Sclavin machen würde. Ich verließe Dich; bei der ersten, besten Bühne fände ich mein Unterkommen." —

Riancourt verschloß ihr mit Küssen den Mund.

„Die Rücksicht für meinen Vater,“ fuhr Konstanze fort, „fesselte mich bis jetzt an den Ort meiner Geburt. Endlich soll durch Dich mein Sehnen gestillt werden. Ich bin glücklich und danke Dir. Doch noch Eines, damit Du mich ganz verstehst. Unser Verhältniß sei durchaus rein. Ich wiederhole was Du gesagt: Konstanze ist kein gewöhnliches Weib. Ich werde meine Freiheit zu erhalten wissen; verstehst Du mich?“ —

Riancourt lächelte und dachte, das wird sich finden. Konstanze sah ihn befremdet an und entwand sich seinen Armen. „Unwiderruflich,“ sagte sie, „ist mein Entschluß; mein Geliebter irrt sich in mir. Ich opfere ihm meine Ruhe, aber nicht meine Ehre! Gieb mir den Handschlag, daß Du mich achten wollest, schwöre es mir!“

Ich schwöre, antwortete Riancourt leicht-

hin. Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich Dir Freund und Bruder sein werde.

„Wohlan,“ hub Konstanze wieder an, „ich bin bereit. Ich war es gestern schon. Meine nothwendigsten Sachen sind heimlich gepackt, und befinden sich hier im Gartenhäuschen.“ —

Großherziges, kühnes Wesen, rief Riancourt aus, ich bewundere Dich! Laß uns augenblicklich reisen, bevor Dein Sinn sich ändert, bevor Bedenklichkeiten die weibliche Schüchternheit in Dir wieder hervorrufen. Wisse denn, daß seit drei Tagen schon, jedes Mal, so lange ich bei Dir bin, hier an der hintern Gartenmauer mein Wagen hält, um Dich aufzunehmen, falls Du Dich entschlossen hättest. Nimm Dein Schmuckkästchen, die übrigen Sachen holt diese Nacht ein verschwiegener Freund, und sendet sie uns nach.

Riancourt dachte an Kniepholz. Konstanze schwieg. Sieh, wie Du erschrocken bist,

fuhr er fort, jetzt, wo die Erfüllung plötzlich in's Leben tritt! — Du schweigst? —

„Ach, mein Freund, so schnell schon soll ich Dir folgen? — Den Vater muß ich doch noch einmal sehn.“ —

Weshalb Dir die Trennung erschweren? Soll uns der girrende Ludwig, der eingebildete, dünkelhafte Raymond erst noch in den Weg treten? Ist Konstanze nur kühn und groß, wenn sie spricht, und feig und weibisch, wenn sie handeln soll?

„Mein Vater ist ernstlich krank.“

Ich schwöre Dir, Du sollst von ihm Nachricht erhalten.

„Der Schreck würde ihn tödten!“

Nun wohlan, so bleib; sei noch jahrelang eine Kranken-Wärterin in dumpfer Stubenluft. Du kannst ja an ihn schreiben, ihn wiedersehn, ihn zu uns kommen lassen. — Du zögerst? — Welch' ein Thor war ich, Konstanzen für et-

was anderes, als ein gewöhnliches, weinerliches, sentimentales Weib zu halten!

„Nein, beim Himmel, Du thust mir Unrecht. Hier bin ich; ich folge Dir im Augenblick!“ —

Riancourt warf sich zu ihren Füßen nieder und umschlang ihren Leib. Jetzt konnte sich Raymond nicht länger halten, er drang durch das Gebüsch und stand mit zorniger Miene vor dem Paare, welches erschrocken auseinander fuhr. Bube! donnerte er dem Verführer entgegen, Du wagst die Tochter meines Freundes zur Flucht zu verleiten?

Riancourt war aufgesprungen und hatte seinen Degen gezogen. Konstanze rang die Hände. „Elender Horcher,“ rief er wüthend aus, „was hindert mich daß ich Dich niederstechel!“ Allein Raymond, welcher, nach der Gewohnheit viel gereiseter Personen, stets einen Stockdegen bei sich trug, riß denselben schnell aus der Scheide. „Ich bin willenlos Zeuge Ih-

rer Niederträchtigkeit geworden,“ sagte er kalt. „Allein Ihr Werk soll Ihnen nicht gelingen. Wenn Sie glauben, daß ich Ihr Freund bin,“ wandte er sich zu Konstanzen, „so folgen Sie diesem Manne nicht, den zu entlarven ich hierher kam!“

„Was wollen Sie damit sagen?“ schrie Riancourt, indem er den Degen hob.

„Ich kenne Sie, mein Herr,“ entgegnete Raymond. „Sie sind nicht Offizier in Florentinischen Diensten! Ich habe Beweise in den Händen.“

Keine Spur von Verlegenheit in Riancourts Zügen. „Jämmerlicher Verläumder,“ rief er bitter lachend aus, „geben Sie mir Genugthuung für diese Beleidigung!“

Konstanze war fassunglos auf die Bank gesunken.

„Zittere,“ entgegnete nun Raymond, „gedenke Deines Schicksals in Pyrmont.“ —

„Nicht ein Wort weiter, oder Sie sind des

Todes!“ unterbrach ihn Riancourt mit einem unstäten Blicke auf Konstanzen.

„Du warst verhaftet, Elender,“ fuhr Raymond fort, „Du warest ein falscher Spieler!“

„Ha, schurkischer Lügner, vertheidige Dich!“ schrie nun Riancourt einem Rasenden gleich, und stürzte auf Raymond zu. Eine Ohnmacht schloß Konstanzens Augen. Die Klingen kreuzten sich blitzend in der Luft. Ein hinterlistiger Stoß und Raymond sank mit einem Seufzer zu Boden. Der Stich war durch das Herz gegangen.

Riancourt stand einige Augenblicke regungslos. Raymond war verschieden. Der Verbrecher lauschte. Er steckte den blutigen Degen ein, nahm das ohnmächtige Mädchen in seine Arme und trug sie durch die in der hintern Gartenmauer befindlichen Thür auf's Feld hinaus, wo sein Wagen stand. Als Konstanze zu sich kam lag sie an der Brust ihres Verführes und die galoppirenden Pferde trugen sie wie im Fluge davon.

In dem Boskett herrschte die Stille des Todes. —

Vergebens erwartete Ludwig die Zurückkunft seines Vaters. Es war drei Uhr Nachmittags als er Dolorosos Diener mit gramvollem Gesicht eiligst die Straße hinauf kommen sah. Ludwig trat ihm besorgt entgegen. Ach, daß ich das erleben mußte, wimmerte der treue Alte, welch' Unglück ist geschehn! Herr Raymond liegt erstochen bei uns im Gartenhause, Fräulein Konstanze ist nirgend zu finden und mein guter Herr hat den Verstand verloren!

Ludwig fühlte, wie seine Füße zitterten. Großer Gott! war Alles, was er hervorzubringen vermochte. Er nahm seinen Hut und stürzte zum Hause hinaus. Doloroso's Diener eilte, so schnell er konnte neben ihm her. Erzähle Alter, rief Ludwig ihm endlich mit erstickter Stimme zu.

„Ach lieber Gott, was soll ich sagen?“ entgegnete Jener; „ich war beim Herrn Kapellmei-

ster, der sich sehr unwohl befand, im Vorzimmer; denn er hatte sich eingeschlossen, und sprach verworrenes Zeug, und Fräulein Konstanze war mit dem Herrn Grafen im Garten.“ —

Mit Riancourt, ha, der Elende! —

„Ja, mit dem Herrn Grafen von Riancourt, und da kam Herr Raymond, und wollte zu meinem Herrn; aber dieser ließ ihn nicht ein, und nun ging er in den Garten.“

Großer Gott, und da hat ihn Riancourt, der Bube, erstochen, nicht wahr? —

„Daß weiß ich nicht; ich mußte beim kranken Herrn bleiben, und der öffnete nicht, und die Mittagszeit kam und das Mädchen sagte mir, ich solle das Fräulein holen, und ich ging nun auch in den Garten; aber da war Alles still und kein Fräulein und kein Herr Graf und kein Herr Raymond zu finden. — Ach Gott, den Herrn Raymond fand ich wohl, aber er war todt; mausetodt lag er an der Erde hinten im Gebüsch und hatte einen Stockdegen in der Hand;

aber — uf, ich kann nicht weiter, — Sie laufen zu sehr — uf!“ —

O er ist das Opfer seiner Liebe für mich geworden! Es ist klar. Und der verruchte Mörder ist verhaftet, Riancourt in Ketten nicht wahr? —

„Uf! — Gott bewahre! Ist er es denn gewesen?“

Weiter, weiter!

„Als ich den guten Herrn Raymond fand, der mir so manches Trinkgeld gegeben, da schrie ich laut auf vor Schmerz und Entsetzen. Hilfe, Mörder, Hilfe! schrie ich aus Leibeskräften. Ein Bauer hörte mich auf dem Felde und trat in den Garten. Er erzählte mir, daß er vor ein Paar Stunden das Fräulein in einem Reisewagen habe fortfahren sehn. Wir hoben den Todten auf und brachten ihn in's Gartenhäuschen. Aber es war zu spät. Und nun lief ich ins Haus zurück. Dem kranken Herrn wagte ich erst nichts zu sagen; aber das Dienstmädchen machte vor Angst

Lärm und schrie ihm zu durchs Schlüsselloch — ah — puh! Ich kann nicht weiter!“

Weiter, weiter, ich beschwöre Dich!

„Nur einen Augenblick! Wir sind ja gleich am Thore! — Uf!“ —

Weiter, weiter! —

„Ja, Susanne schrie durchs Schlüsselloch, machen Sie auf Herr Kapellmeister, Fräulein Konstanze ist fort und Herrn Raymond haben sie todt geschlagen. Da machte der Herr Kapellmeister auf, und weinte und bat uns, daß wir ihm nichts vorreden möchten. Es war zum Erbarmen. Und nun rannte ich wieder in den Garten und das Mädchen zum Arzt; aber Alles war vergebens.“

Große Thränen rollten über des Jünglings Wangen hinab. Sie standen endlich vor der Villa, welche von Polizeibeamten und neugierigem Pöbel umgeben war. Er eilte in den Garten. Wer schildert seine Gefühle, als er vor der Leiche

des kaum wieder gefundenen Vaters niederkniete? — Er sandte sogleich nach Riancourts Wohnung. Man ließ ihm sagen, der Graf sei abgereiset. Dies vermehrte seinen Verdacht und er säumte nicht, sich darüber gegen die anwesenden obrigkeitlichen Personen auszusprechen. Es war ihm klar, daß Riancourt der Mörder und mit Konstanzen entwichen war. Man ordnete das Nöthige an, um Beider wieder habhaft zu werden.

Ludwig ließ den entseelten Körper seines Vaters ins Haus tragen, und nun erst dachte er an Doloroso.

Dieser hatte sich wieder eingeschlossen. Ludwig hörte, wie Doloroso langsam nach der Thür schwankte und den Riegel zurückzog. Mit Entsetzen betrachtete er den Kapellmeister, der geisterbleich mit ganz veränderten Zügen vor ihm stand. Er leitete ihn zum Armsessel.

Mein theurer Lehrer, Sie sind krank, sagte

er mit inniger Theilnahme. Doloroso heftete den Blick starr auf ihn, als ob er Mühe habe ihn zu verstehn und schüttelte dann das Haupt.

Fassen Sie sich, fuhr Ludwig fort, Ihre Tochter wird wiederkehren.

Wiederkehren? fragte Doloroso, indem er höhnisch vor sich hin lachte; — wiederkehren? Er kommt nicht wieder, setzte er ernst und feierlich mit erhobener Stimme hinzu.

Sie sprechen von meinem unglücklichen Vater? fragte seinerseits Ludwig. Ach, Sie wissen noch nicht, wie grausam das Schicksal mich getroffen hat! — Ja, der kommt nicht wieder! —

Ha, ha, ha, ha! rief nun der Greis in ein schallendes Gelächter ausbrechend: nein, er kommt nicht wieder. Er war mein Feind, er raubte mir meine Triumphe, und betrog mich um mein ganzes Leben — dieser teuflische Don Juan, diese verführerische Zauberflöte, dies — dies — verfluchte Requiem —

Ich verstehe Sie nicht, sagte Ludwig, wen klagen Sie an, mein theurer Freund?

Wen? — Wen? schrie Doloroso mit rollenden Augen und stürzte an den Schreibtisch; — wen? Da, sehn Sie ihn! Ha, er lebt, und ich bin todt; ich modre vergessen im Grabe!

Auf dem Schreibtisch lag ein alter Kupferstich, welcher Mozart darstellte. Ludwig legte das Bild bei Seite und suchte den Kapellmeister auf andre Gedanken zu bringen. Allein der Verstand des Unglücklichen war völlig gewichen.

Ich weiß schon, rief er, Ihr wollt mich wieder ins Requiem führen! Ich will's nicht hören. Ich kenne es! Ich habe es geschaffen! Für mich ist es geschrieben! Verrathet mich nicht! Seid barmherzig, verrathet mich nicht! —

Ludwig suchte ihn im Sessel zu erhalten. Auf Doloroso's Stirn perlte dichter Schweiß, er stieß den Jüngling zurück.

Faßt mich nicht an! rief er mit Jammertö-

nen; ich bin schon bestraft, ach, ich habe so unendlich lange Zeit gebüßt, gelitten! O begreift was ich Euch sage: ich habe umsonst gelebt; alle meine Bestrebungen waren nutzlos! O frevelt nicht, begeht kein Verbrechen — es bringt keine Frucht! Verflucht die Frucht die mit Blut gedüngt ist, — mit Blut — ha, ha, ha, ha! — Hinweg!

Mit ungewöhnlicher Kraft stieß er Ludwig bei Seite und stürzte an den offenen Schrank, in dem sich seine Partituren befanden. Er riß sie mit Wuth vom Gestelle, warf sie an die Erde und trat mit den Füßen darauf herum. Ludwig rief nach Hilfe. Der neugierige Pöbel hatte sich verlaufen; der alte Diener und das Mädchen waren in die Stadt gesandt.

Doloroso sah sich ängstlich um. Schrei nicht so laut! sagte er, indem er seine Stimme zum flüsternden Laute dämpfte, — er hört es sonst, der graue Bote. — Kennst Du den grauen Boten? Den Schrecklichen, der ihm den

Brief brachte? — Höre mich an, ich weiß, Du bist mein Freund, mein lieber junger Freund, Du liebst meine Tochter, Du wirst mich nicht verrathen — ich kenne den Boten — — er starb, — ja, er starb; — aber er kam wieder; — er drohte mir — er stand am Kirchenpfeiler — er dehnte sich aus zum Riesen! — Kann ein Todter wiederkehren?

Nein, nein, theurer, verehrter Freund, antwortete Ludwig, ein Todter kehrt nicht wieder. Sie sagten es ja selbst vorher! — Sie sind krank, kommen Sie in's Bette; ich will Ihnen beim Entkleiden behilflich sein. Dabei versuchte er ihm den Schlafrock auszuziehen. Doloroso aber hielt den Rock mit durchdringendem Geschrei fest.

Erbarmen, rief er, schont meines Lebens! Ich habe zu lange gelitten! Ich habe gebüßt! Jesus Maria, ihr wollt mich richten! — Ihr wollt mir den Kopf abschlagen! — Aber ich verdiene es! Ja ich bekenne mich schuldig.

Ihr Ludwig ist bei Ihnen, fassen Sie sich,

tröstete der Jüngling, dem ebenfalls der Schweiß von der Stirn troff und dessen Herz im Begriff war, vor Wehmuth zu brechen. Legen Sie sich zu Bett; ich hole augenblicklich einen Arzt, ein Aderlaß wird Ihnen wohlthun.

Aderlaß? Blut? rief nun Doloroso aus. Blut, ja, ja, Du hast Recht — Blut muß fließen! Ha, ha, ha, ha! Heißt es nicht: Blut um Blut?

Schnell zog er einen Kasten seines Sekretairs auf. Er nahm daraus einen Gegenstand, den er in der Hand verbarg, hervor, und kicherte listig vor sich hin.

Da Ludwig bemerkte, daß Doloroso durch gütliches Zureden nicht zu beruhigen war, so redete er ihn hart an und befahl ihm, augenblicklich zu Bett zu gehn. Der Greis fiel nun auf die Knie. Ich bin bereit zu sterben, sagte er; ich habe es verdient, tödtet mich; aber sagt mir daß ich unsterblich bin! O nur das Eine

flehe ich! Nicht wahr, ich bin unsterblich? Doloroso wird in seinen Werken fortleben nicht wahr? Ach, ich bin ein Märtyrer! —

Ludwig hob ihn empor. Ja, geliebter Lehrer und Freund, sagte er, Sie sind unsterblich. Und noch lange Zeit sollen Sie hiernieden im Arme der Freundschaft und kindlichen Liebe wandeln; Sie sollen noch manchen Triumph als Künstler erleben. Die Zeit der Trauer wird vorübergehn. Wir werden Alle wieder glücklich werden.

Glücklich werden? erwiderte Doloroso. Nein, ich muß jetzt sterben. Der graue Bote hat mich gerufen! Blut um Blut! Ich kann nicht mehr leben, zu groß ist die Quaal: Niemand kennt was mich verzehrt! —

Was peinigt Sie denn so sehr? fragte Ludwig; gießen Sie Ihre Klage aus in den Busen der Freundschaft, vielleicht kann ich Sie trösten. Sprechen Sie, mein geliebter Freund! —

Doloroso sah den Jüngling einige Sekunden still und nachdenklich an. Dann kicherte er wieder blödsinnig vor sich hin. Plötzlich faßte er Ludwigs Kopf er neigte den Mund an des Jünglings Ohr und bewegte die Lippen, als ob er spräche.

Sprechen Sie, Theurer, wiederholte Ludwig mit sanfter, eindringlicher Stimme.

Ich bin, hub nun Doloroso leise an — ich bin —

Ich bin — wiederholte Ludwig erwartungsvoll.

Da zuckten krampfhaft die Hände des Greises, seine Brust arbeitete heftig, und mit Mark durchbohrenden Tönen schrie er plötzlich auf:

Ich bin der Mörder Mozarts!

Gleichzeitig stürzte der Kapellmeister, ohne daß Ludwig es hindern konnte, mit außerordentlicher Schnelligkeit in's Nebenzimmer und riegelte die Thür hinter sich zu. Mit Entsetzen hatte

der Jüngling noch wahrgenommen, daß Doloroso ein offenes Barbiermesser in seiner Hand hielt. Er eilte ihm sogleich nach; allein die Thür widerstand jeder Anstrengung. Er bat, er flehte. Drinnen antwortete nur ein leises Kichern. Dann hörte er einen Seufzer, dem ein Fall und sekundenlanges Röcheln folgte. Eine Blutspur drang unter der Schwelle hervor. — —

Ludwig verfiel in eine schwere Krankheit. —

Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, und noch weiß man nicht mit Bestimmtheit, was aus Riancourt und Konstanzen geworden ist. Vor etlichen Jahren berichteten die französischen Zeitungen, daß ein gefährlicher Avanturier, der in florentinischen Diensten gestanden zu haben behaupte und dem man seit längerer Zeit in den Spielhäusern nachgespürt, zu den Galeeren verurtheilt und abgeführt worden sei. In einer berühmten Sängerin, die noch jetzt rastlos Eu-

ropa durchreiset, will Jemand Konstanzen erkannt haben.

Es fand sich gleich nach der traurigen Katastrophe ein Testament Raymonds vor, in welchem Ludwig zu dessen alleinigen Erben eingesetzt worden war. Nach seiner Wiederherstellung unternahm der Jüngling eine große Reise. — Man hat nie wieder einen Ton von ihm gehört.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Gustav

Arabesken für Musikfreunde

Bd.: 1

Leipzig 1835

Mus.th. 2434-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10599150-0